

RELATION2

Literarisches Magazin



JADRANKA PINTARIĆ

Sibila Petlevski *Tabu*, Trilogie

(*Fraktura*, ZAPREŠIĆ)

Tabu I: **Die Zeit der Lügen** (*Vrijeme laži*, 2009)

Tabu II: **Wir hatten es so schön!** (*Bilo nam je tako lijepo!*, 2011)

Tabu III: **Dämmerzustand** (*Stanje sumraka*, 2013)

Über Sibila Petlevskis Roman *Nachttraining* (*Noćni trening*, 2006) schreibend, fasste der angesehene kroatische Kritiker Zdravko Zima das literarische Prozedere der Autorin in einem Satz zusammen: „In ihren Büchern verknüpfen sich stets aufs Neue Herz und Vernunft, Intuition und Erudition, es kündigen sich lyrische, manchmal auch phantasmagorische Bilder an und suggerieren in ihrem Verfahren nicht nur die biologische, sondern auch die kulturelle Verbundenheit des Einzelnen mit der Geschichte und seinen Vorfahren (...) Unter der Maske einer bürgerlich ausgerichteten Karriere legitimiert *Nachttraining* eine Autorin, die uns – angewidert vor den Imperativen diverser Trendsetter innerhalb der Gattung Roman – stattdessen ihre intellektuelle Involution als einzig authentische Revolution anbietet. Sibila Petlevskis literarische Bemühungen sind eigentlich heroischer Natur, in jenem Maße, in dem sie von jener Art

Endanspruch bestimmt und betroffen sind, der von Peter Sloterdijk als „Anfänger des Unmöglichen“ bezeichnet wurde. In seiner meistderivierten Form bezieht sich dieser Anspruch auf Poesie und das Schweben am äußersten Rand ihrer selbst.“

Gerade diese Momente verwirklichte Petlevski klar und aussagekräftig in ihrer Trilogie *Tabu*, begründet auf der Figur des Juristen und Psychoanalytikers Viktor Tausk, eines bedeutenden Vertreters der kroatischen Moderne, der als Autor und durchaus eigentümliche Persönlichkeit zu Sigmund Freuds engstem Mitarbeiterkreis gehörte, als Mann starke Frauen mochte, auf höchst seltsame Weise Selbstmord beging und verlangte, seine gesamte Hinterlassenschaft solle vernichtet werden.

Es war die Idee der Autorin, dass die Romane jeder für sich gelesen werden können, aber jetzt, wo wir es mit einer fertigen Trilogie zu tun haben, tritt deutlich ihr Konzept hervor, mittels verschiedener literarischer Genres, Erzählstrategien und meisterhaft variierten Stile eine Einheit zu schaffen, in der über Ideen erzählt wird, mit denen sich heutzutage niemand mehr konfrontieren möchte: dass wir für die Epoche, in der wir leben, Verantwortung tragen; über den Dritten Weltkrieg, der uns mangels persönlicher Verantwortung gerade widerfährt; über die Lektionen der Vergangenheit, aus denen wir nichts gelernt haben und unsere Fehler lediglich wiederholen; über manipulative Strategien, die das Bewusstsein verklären und uns nicht mehr gestatten, uns mit dem wichtigsten Tabu der Gegenwart zu befassen: der „Undarstellbarkeit“, wie sie es selbst definiert hat, beziehungsweise der Macht der Medien, durch Vermittlung ausschließlich profitabler Inhalte Werte zu verstellen. Ihr gut durchdachtes Konzept lässt zu, dass die

Romane nicht jener Reihe nach gelesen werden müssen, in der sie erschienen sind: wir können beispielweise mit *Dämmerzustand* beginnen, der als „transhumanistischer Science Fiction“ und dokumentierende Prosa eine Parabel über das Böse darstellt, dann zu *Die Zeit der Lügen* übergehen, einer spannenden Spionagegeschichte und Kriegsprosa, geschrieben anhand derzeit sehr moderner Nachforschungen über den Großen Krieg und seine Folgen, und unser Leseerlebnis schließlich mit *Wir hatten es so schön!* beenden, einem Roman, der Tausks Lebensgeschichte erzählt, aber auch jene dieser großen Familie und des breiten Kreises von Intellektuellen schildert, in dem er verkehrte, während es sich zugleich in hohem Maße auch um einen Roman von politischer Brisanz handelt.

Der erste Teil der Trilogie, *Die Zeit der Lügen*, wurde als außerordentliches Werk auch von der kroatischen Kritik erkannt und 2010 zum Roman des Jahres gekürt (roman@tportal.hr). Die Jury war zu folgenden Schluss gekommen:

„Die Ansätze der Autorin zeugen von Originalität und Selbstbewusstsein, die sichtbar sind in ihrer Weigerung, sich auf romaneskes Fixieren der Identität einzelner Personen, bzw. das Falsifizieren und Auffüllen historischer Leerstellen oder die Musealisierung der Epoche nach den üblichen Auffassungskriterien nationaler Kultur einzulassen.

Statt eines klassischen biographischen Texts, demonstriert die Autorin auf geschickte Weise fragmentäres und mehrschichtiges Erzählen, in dem gebrochen und aus mehreren Perspektiven, ja auch mehreren Orten und verschiedenen Zeiten, der thematische Kern des Romans erhellt wird. Durch mehrere narrative Linien und eine Vielzahl untereinander verbundener Personen webt sie ein Netz aus

Beziehungen und Präferenzen, die uns zu einer möglichen Deutung des tragischen Endes von Viktor Tausk führen.

Auf einer höheren semantischen Ebene erkennen wir in diesem fiktionalen Netzwerk das Abbild des Wahnsinns einer Epoche. Wir erkennen die Symptome, die das 20. Jahrhundert und somit auch unsere Identitäten und Schicksale bestimmt haben: Krieg und Mord, staatliche Repression am Einzelnen, Verrat und Denunziationen Nahestehender, sexuelle Unersättlichkeit... Die Atmosphäre der Schlachtfelder, Salons, psychiatrischen Kliniken und Polizeibüros aus *Die Zeit der Lügen* erkennen wir als Pathologie unserer Gegenwart.

Sibila Petlevskis Roman hebt sich auch durch die Leichtigkeit der gegenseitigen Verflechtung von Dokumentiertem und Fiktionalem hervor, sowie durch die hohe Ebene seiner sprachlichen Gestaltung. Ebenso zeichnet sich der Roman durch die Fähigkeit der Autorin aus, Mutig im Spiel verschiedener Genres und Diskurse (z. B. Spionage, Kriminalistik oder Psychoanalyse) das Spezifikum zu bewahren, aber auch die für die Rezeption wichtige Intriganz der romanesken Welt.“

Der Titel des zweiten Romans – *Wir hatten es so schön!* – fasst einerseits die Begeisterung der Jahrhundertwende zusammen, während er andererseits das Schicksal nicht nur der Helden, sondern auch ihrer Zeit ironisiert. Den besten kritischen Text über diesen Roman hat der Belgrader Kritiker und Übersetzer Vladimir Arsenić geschrieben:

„Der Roman *Wir hatten es so schön!* wurde auf so geschrieben, dass seine Methoden an jene einer psychoanalytischen Behandlung erinnern. Das bedeutet, dass im Roman, im Unterschied zum klassischen chronologischen Zugriff,

eine Riehe freier Assoziationen verfolgt wird (diese Methode wurde von Freud in seiner therapeutischen Praxis beschrieben), die nicht notwendigerweise chronologisch angeordnet sind und manchmal sogar so weit abkommen, dass die Erzählerin ihre Fokalisierung ändert und von Viktor Tausk auf seine Schwester Jelka, seine Frau Martha oder seine Geliebte Lou Andreas Salomé übergeht. Was durch diese sprunghaften Erzählmethode hervorgehoben wird, ist das gemeinsame Schicksal von Intellektuellen und Angehörigen verschiedener Minderheiten (ethnischen und sexueller), sodass sich der Titel des Romans – *Wir hatten es so schön!* – auf die gesamte Epoche beziehen muss, auf das Aufblühen und die Dekadenz der Jahrhundertwende, die im europäischen Bewusstsein nach dem Zweiten Weltkrieg als goldenes Zeitalter gilt. (...)

Die zusammenfassende Erzählung, die den Roman vereint, bezieht sich im Fall von *Wir hatten es so schön!* nicht auf die Person und das Werk von Viktor Tausk, sondern auf die Epoche selbst, sowie das System komplizierter Beziehungen, das ihr gegenüber von Einzelnen aufgestellt wird. Viktor Tausk und der Kreis der Menschen, in dem er verkehrt, sind nur Fokalisatoren des eigentlichen Interesses, beziehungsweise der eigentliche Inhalt der komplizierten literarischen Botschaft, die der Roman zu vermitteln versucht. Daher hat die Autorin sehr weise beschlossen, nicht allzu stark in jene Personen einzugreifen, die Träger des Zeitgeists waren, wie Freud oder Lou Andreas Salomé, ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass sowohl der Vater der Psychoanalyse, als auch eine der einflussreichsten Frauen ihrer Zeit dem Schicksal des Protagonisten ein überaus starkes Siegel aufgedrückt und es vielleicht sogar versiegelt haben. Gerade dies zeigt sich als eine der gut durchdach-

ten Lakunen im Text, eine jener Leerstellen, die eindeutig bezeugen, dass der Roman mit einer Biographie nur wenig zu tun hat, dass es dabei ausschließlich um seinen Anlass geht und dass es unumgänglich ist, Analogien zwischen Tausks und unserer Zeit zu suchen, was zusätzlich durch die Tatsache verstärkt wird, dass der Protagonist einen Teil seines Lebens im ehemaligen Jugoslawien, in Sarajevo, Mostar, Zagreb und Belgrad, verbracht hatte.

Von minderer Bedeutung ist jedoch nicht die Tatsache, dass Tausk Psychoanalytiker gewesen ist und dass er einem der wichtigsten intellektuellen Kreise in der Geschichte der humanistischen Wissenschaften angehört hatte, einer Bewegung, deren Texte auch heute mit demselben Eifer und derselben Sorgfalt studiert werden, wie in der Zeit als sie geschrieben wurden, einer Bewegung, die häufig bestritten, angegriffen und mit abwertenden Bezeichnungen verspottet wurde. Das wichtigste Erbe der Psychoanalyse ist die Kunst des Lesens, unsere Fähigkeit, aufgrund weniger trockener Daten eine komplizierte und kohärente Erzählung zu erstellen. Gerade dies tut Sibila Petlevski, aufgrund fremder Aussagen, einiger ursprünglicher Texte, gewisser historischer Forschungen, in denen es nicht möglich ist, eine Ganzheit zu finden, sondern nur sinnhafte Scherben/Teilchen, die sich in einem typischen psychoanalytischen Vorgang zu einer kohärenten Erzählung zusammenfügen, der der Patient, diesmal ist es der Leser, Glauben schenken muss. Das Endziel dieser Methode, jenes, woran die Leser/Patienten glauben müssen, ist, dass Viktor Tausk tatsächlich einen paradigmatischen Fall eines Intellektuellen in turbulenten Zeiten darstellt, dessen Selbstmord sich am Ende zu einer Tat auswächst, die ein bestimmtes Gewicht hat, unabhängig von Tausks psychischem Zustand.

Die Bedeutung dieses Selbstmords, seine Exemplarität, wird durch die Tatsache verstärkt, dass die Erzählung im Augenblick, in dem sich Tausk zu dieser Tat äußerster Freiheit (wie die Existentialisten es nannten) entschließt, nicht endet. Sie geht weiter und berührt eine Reihe zusätzlicher Schicksale: Jelka und ihre Liebhaber, die Zwillingbrüder Ernst und Camillo, Martha, sowie Marius Tausk, der Sohn, dessen Briefe aus Südostasien einen Kontrapunkt zum gesamten Text des Romans darstellen. Laut seiner Mutter sind diese völlig naiv und zeugen von keinem Verständnis, was eigentlich vor sich geht. Diese Kritik künftiger Generationen – Kinder, die sich für die Möglichkeit des Reisens begeistern und ich ihr relativ angenehmes Leben eingelullt sind – zeugt vom Trauma einer Generation, die alles erlitten und das Unglück gehabt hat, in historisch turbulenten Zeiten heranzureifen. Zugleich enthält diese Kritik den Keim einer Kritik des Kapitalismus und Kolonialismus, die für alles verantwortlich bleiben, was Tausk zugestoßen ist. Auf diese Weise bietet Sibila Petlevski zwei Antworten, zwei Seiten der Geschichte vom Schicksal des Protagonisten. Die eine ist psychoanalytisch geprägt, vor allem im Abschiedsbrief, den Viktor unter anderem an Freud geschickt hatte. Wir können sie auch als Verhältnis zwischen Viktor und seinem Vater, sowie den übrigen väterlichen und mütterlichen Figuren in seinem Leben verfolgen, zu denen auf jeden Fall auch seine Ehefrau Martha gezählt werden muss. Die Kehrseite derselben Erzählung bilden sein Dienst in Bosnien, in Mostar und Derventa, die Geschichte von der Kindsmörderin, das Verhältnis zu den Kolonien, das durch die Figuren von Marthas Vater und Marius Tausk thematisiert wird, und natürlich der große Schlachthof, versinnbildlicht im Ersten Weltkrieg. Erst die

Kombination des seelischen Zustands und der gesellschaftlichen Verhältnisse kann Viktors Tat erklären, die in der Summe dieser Faktoren wesentlich bedeutungslos bleibt. Viktors Tod hatte, nämlich, all jene gekennzeichnet, denen er als Nachricht zudedacht war, das Leben aber ging auch nach seinem Tod weiter, und zwar ein Leben, das Sinn und Fülle hatte, für alle, ja sogar für seine trauernde Mutter, die in einem jüdischen Altersheim in Zagreb gestorben ist. Das Leben besteht aus einfachem Leben und Leiden, womit Viktor sich nicht abfinden wollte, sodass er in diesem Kampf der Verlierer ist. Seine Verlobte Hilda Loewe trug wahrscheinlich die Narben seines Selbstmords, schreibe aber trotzdem ‚Das alte Lied‘, eins der Stücke, die im Carol Reeds Film ‚Der dritte Mann‘ zum Ausdruck kommen.

Sibila Petlevski versucht nicht, uns mit ihrem Roman zu belehren. Obwohl der Titel *Wir hatten es so schön!* eine unumgängliche melancholische Konnotation in sich trägt, könnte der gesamte Roman eher als Ironisierung dieses Satzes verstanden werden. Die Einzigen, die das Recht haben, das zu sagen, sind Jelka Tausk und ihre Liebhaber Ernst und Camillo. Alle anderen hatten so gut wie keine schönen Augenblicke im Leben, bzw. diese werden im Roman selbst nicht erwähnt. Mit anderen Worten, ‚wir hatten es so schön...‘ kann nur aus der Perspektive des heutigen Entsetzens gesagt werden. Denn, solange sie dauert, weiß die Gegenwart nichts von ihrer Schönheit, weiß nicht, dass sie morgen glänzend aussehen wird.“

Faszinierend und auf gewisse Weise dominant sind in diesem Roman jedoch die weiblichen Figuren – um die herum die Männer mit mehr oder weniger Erfolg ihre Schicksale aufbauen. So sehr die Erzählung im Prozess des Schreibens auch ihren eigenen Lauf genommen haben

mag, betont die Autorin selbst die Wichtigkeit gerade dieses Segments:

„Wenn ich etwas tiefer nachdenke, ist, *Wir hatten es so schön!*‘ ein Roman über starke Frauen, denn nur von starken, intellektuell überlegenen Frauen fühlte sich Tausk wirklich hingezogen – von seiner Ehefrau Martha Frisch, eine Sozialdemokratin und Feministin, nach der in Graz ein Platz benannt wurde, über die Psychoanalytikerin Lou Salomé, berühmte Schauspielerinnen und Intellektuelle, wie etwa Lia Rosen vom Wiener Burgtheater oder die Journalistin Lucy von Jacoby, bis hin zur Pianistin Hilde Loewe, die unter dem Pseudonym Henry Love jenes Stück aus dem Film ‚Der dritte Mann‘ geschrieben hatte, das wir heute noch pfeifen.

Tapfere weibliche Persönlichkeiten gab es auch in seinem familiären Umfeld. Dabei denke ich vor allem an seine Schwestern Nada und Jelka. Die unkonventionelle Suche nach Glück, auf die Jelka sich wagte, als sie sich, vom ersten ihrem Mann geschieden, mit den Zwillingbrüdern Gans auf eine Dreierbeziehung eingelassen hatte, von denen nur einer ihr Ehemann gewesen ist, war damals wie heute eine Seltenheit, denn der Schlüssel ist nicht die Verwirklichung von Freiheiten, sondern die Fähigkeit, diese Freiheiten ohne heuchlerisches Verstecken, aber auch ohne hervortun in der Öffentlichkeit zu genießen. Die Brüder Gans waren jüdische Intellektuelle, ihren dreifachen Selbstmord begangen sie, als sie begriffen hatten, dass das Naziregime für sie eine ‚Endlösung‘ bereithält. Ich würde sagen, diese drei Menschen haben sich, so ungewöhnlich es auch klingen mag, durch eine Form des Todes der anderen widersetzt, denn ‚es ging ihnen so gut und sie waren so glücklich!‘, wussten aber, dass es in einer gesellschaftlichen Ordnung, die die

Menschen ihres Rechts auf Menschlichkeit beraubt, so nicht bleiben kann.“

Das dritte Buch ist die Zusammenfassung und Zuspitzung der Ideen; eine radikale Sicht auf die „Apokalypse als dauerhaften Zustand; auf einen Dämmerzustand“, als dauerhaften Zustand der Menschheit. Das Titelsyntagma kommt aus der psychiatrischen Praxis – so nannten die Pioniere der Psychoanalyse das Verrücken des Bewusstseinszustands, den Verlust des Bezugs zur Wirklichkeit (heute würden wir mit Lacan sagen: *Dellusion*), es muss aber betont werden, dass Tausk auch ein Drama mit dem Titel *Halbdunkel* geschrieben hat. Dazu war Tausk der erste, der nach der Erfahrung des Großen Krieges einen Zustand beschrieben hatte, den wir heute posttraumatische stresshafte Störung nennen. Wie Petlevski selbst sagt: „Der Zustand der zeitgenössischen Gesellschaft ist ein Zustand der Dämmerung der Demokratie, in dem die mediale Hirnwaschmaschine und die politische Massenlenkungsmaschine drohen, ein Chaos zu verursachen und die Errungenschaften der Rechtsordnung der modernen Gesellschaft zunichte zu machen.“

So wurden Tausks Tod aus dem ersten Teil (die Autorin bestand von Anfang an, dass es sich um einen Todeslauf und keine bloße Fiktionalisierung der Biographie handelt) und sein Leben im zweiten Teil – geschildert durch das Prisma seiner Schwester Jelka, die als einzige eine „Glückskapazität“ besaß, im dritten Teil zu unserer Zukunft. Die Autorin berief sich aber auf die Quantenphysik, sodass Viktor Tausk im Simulacrum des Todes in dieser Dämmerzone verweilt und sich an den Leser wendet: „Ich bin zugleich lebendig und tot, aber je nachdem, wie Sie heute auf meine Vergangenheit sehen, kann ich für Sie tot bleiben, ewig le-

ben, abermals sterben... Meine Vergangenheit, heute weiß ich das, liegt in Ihren Händen und deshalb möchte ich Sie warnen: Sie müssen höchst verantwortungsbewusst an sie herangehen, denn von dieser Vergangenheit – von den Hoffnungen, Illusionen, Irrtümern und Fehlern meiner Generation – hängt Ihre Zukunft ab.“

In dieser Zukunft wird die „Gedankenlenkungsmaschine“, von der im ersten Teil Viktors Patientin Natalia heimgesucht wird, zu unserem verborgenen (Projekt Pandora), „undarstellbaren“ Alltag, den, durch Bewusstseinsmanipulierung, die Drogen-, Spaß- und Kriegsindustrie beherrschen. Wir werden kontrolliert, der Anschein von Freiheit im Sinne von Meinungsfreiheit ist zur Farce geworden – sodass auch eine Person, deren Gehirn von Drogen vernichtet wurde, über YouTube zum Messias werden, eine Gefolgschaft bekommen und „berühmt“ (wenn auch nur für fünf Minuten) werden kann. Die Figur von Trenton Lewis, ein Opfer von militärischen Experimenten, ist eine paradigmatische: zermalmt von der „Gedankenlenkungsmaschine“, versucht er, seine Lebensgefährtin Bess, eine Anhängerin der Emos, zu retten, indem er als Vermittler zwischen einer pharmazeutischen Firma und der Gemeinde der Abhängigen Geld verdient. In unserem bürgerlichen Komfort und dem Komfort der Ungebildetheit ist er eine gespenstische Figur, löst Unbehagen aus, ja sogar Schauer und existentielle Angst: können wir uns vor der „Gedankenlenkungsmaschine“ irgendwo verstecken? Tausk ist eine paradigmatische Figur für die Epoche des *fin de siècle* und die Position des mitteleuropäischen Intellektuellen: das Leben auf dem Gebiet Österreich-Ungarns setzt räumliche Mobilität voraus, das Dasein in einer von großem Fortschritt und Optimismus hinsichtlich der

menschlichen Möglichkeiten geprägten Zeit setzt intellektuelle ‚Mobilität‘ voraus: Offenheit für das Neue, gesellschaftliches Bewusstsein, Humanismus, Altruismus, Fähigkeit zur Kritik, Libertinismus – vor allem im privaten Leben. Viktor, der von klein auf einen Weg sucht, „er und nur er selbst“ zu sein, tut sich schwer mit der Erkenntnis, dass völlige Individualisierung nicht möglich ist: „Seit jeher war es am Schwersten, ein Einzelner zu sein; keine Verantwortung auf andere zu verschieben; sie einzeln zu tragen – allein zu sein – aber nicht in einer Höhle am Gipfel eines kahlen Berges, wie ein verrückter Einsiedler oder ein selbstsüchtiger alter Mann – sondern allein ich sich selbst, und wiederum doch... unter Menschen zu sein, mit ihnen, stets irgendwo daneben.“ Als er nicht mehr ‚daneben‘ sein konnte und begriffen hatte, dass ihn nicht einmal die Liebe aus diesem ‚Abgrund‘ ziehen wird, beschloss er, sein Leben zu beenden.

Doch all dieses einst unentwegte Hinterfragen des Ich, der Gedanken und Ideen, hat sich heutzutage auf das Konsumieren von Informationen reduziert, und die Welt, in der durch das Bildnis des Todes alles schneller wird, ohne Hoffnung auf ein anderes Leben, ist allein als virtuelle möglich.

Eine der Schlüsselideen des dritten Teils von *Tabu* lautet: welche Gedanken gehören tatsächlich uns? Die verruchte Gestalt des „glücklichen Franz“, die sich durch drei Bände entwickelt, spricht von der Menge an Manipulation, die nötig sei „um die Menschheit zu harmonisieren“, um eine „Armee glücklicher Menschen“ zu schaffen. In der *Kultur des Narzissmus* und der Lebensart des Konsums können sich nur starke Persönlichkeiten der „medialen Verbreitung von Unwissen“ widersetzen. Daher ist das Lesen von

Dämmerzustand kein angenehmer Zeitvertreib, sondern eine Konfrontation mit der Sinnlosigkeit und eine Hinterfragung des Daseins im Zusammenstoß mit den Geistern der Vergangenheit.

Gerade deshalb greift Petlevski auf das Motiv aus Nikolai Gumiljows *Märchen von den Königen* zurück, in der Luzifer dem Menschen „das sechste Pferd der modernen Apokalypse gibt, dessen Name Verzweiflung ist“. Der Soziologe Ralf Dahrendorf hat längst auf zwei Gefahren der Globalisierung aufmerksam gemacht: die Gefahr der Ungenauigkeit und die Gefahr der Euphorie. Die Freiheit verwandelt sich in Durkheims Anomie, immer tiefer wird die Kluft zwischen den Verschiedenen, Wählen ist sinnlos geworden, Versuche, das allgemeine Erbe zu bewahren verwandeln sich in Prozesse des allgemeinen Vergessens... Wird für uns nur die Verzweiflung übrigbleiben? Oder, wie es Chollet definiert: der moderne mentale Zustand ist – *die Verbitterung*.

Nachdem im dritten Band die Schicksale der „Satelliten-“ und „Asteroiden“-Helden Natalia A., Franz Lautner (alias Josip Pongračić – Joža), Milan Milković, Leo Dietzinger, Hilde Christine Egger, Dr. Karl Graves (unter verschiedenen Namen), Freidus, Christine Mayo... im Kontrapunkt zu ‚unseren Zeitgenossen‘ Trenton und Bess abgerundet wurden, liegt der Gedanke nahe, „die Geschichte würde sich wiederholen, wir aber unternehmen in dieser Hinsicht nichts. Wir lieben unsere Schatten, füttern unsere Illusionen und sind bereit, für sie zu sterben.“ Geschickt schiebt uns die Autorin ungekennzeichnete Zugänge des Vermischens des Inneren ihrer Figuren unter... Trenton-Graves; Trenton-Tausk; Natalia-Bess; das Verschmelzen der Figuren ist das Verschmelzen der Zeit: alles wiederholt sich...

In *Dämmerzustand* bedient sich der Tod der Runenschrift: jedes Kapitel steht unter dem Zeichen einer Rune und deren Bedeutung. Bereits die Herkunft des Wortes Rune legt Geheimnisse und Mysterien nahe (die 25. Rune ist leer – eine Unbekannte); mithilfe von Runen wurde Wahrgesagt; einst dienten die Runen zur Divinisierung; die Helden des Altertums brachten Opfer, um die Runen zu begreifen; für jedes geheime Wissen war einst ein Opfer nötig – und heute? Das Internet? Der Bug ist unser Kismet. Und Natalia schreibt an Viktor: „Jede Zeit hat ihre Opfer und wem die Rolle des Opfers zugeteilt wird, der muss geopfert werden.“ Viktor suchte dennoch in jedem, außer in sich selbst, die Kapazität für das Glück, das kleine, wahrhaftige Lebensglück (so wie jenes, das seine Schwester Jelka gefunden hatte). Die Runen verbinden Zeit und Raum: unter dem Zeichen der uralten Schrift verflochten sich seit Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Zukunft hinein, die ja schon begonnen hat, von Österreich-Ungarn bis zur Neuen Welt, Schicksale, die uns, zumindest jenen, die es erkennen wollen, ein klares Bild der Zeit und der menschlichen Naturen vermitteln. Um es mit Heidegger zu sagen, die Zeit erkennen heißt, das Sein erkennen.

Motive verknüpfen sich: der zweite Teil der Trilogie, *Wir hatten es so schön!*, verdankt seinen Titel einem Satz aus dem Abschiedsbrief von Jelka und den Gans-Zwillingen, die am Tag des *Anschlusses* dreifachen Selbstmord begangen haben. Im dritten Teil des Romans führt Petlevski eine Szene aus dem Leben des ungarischen Juden und Psychoanalytiker István Hollós ein, der auf seine Erschießung wartend eine *Synkope der Seele* erlebt und seiner Frau zugeflüstert hatte: „Es ist schön. Ich fühle mich so prächtig. So prächtig. Ich musste dir das sagen.“ Die Gegenfigur, die jenseits

der Wirklichkeit nach dem Glück sucht, ist der polnische Anarchist-Terrorist Erdelevski, aber nach all dem vergossenen Blut bleiben ihm nur Langeweile und Entfremdung übrig. Petlevski hat das glänzend poetisiert: nur dem Opfer gebührt die Epiphanie.

Auf das Übel, gerade jenes Übel, von dem Petlevski so subtil spricht, hatte Josif Brodsky seine Studenten am Ende des Schuljahrs 1984 aufmerksam gemacht: „Gelinde gesagt, nichts kann so leicht umgekehrt und verkehrt herum getragen werden, wie die Begriffe des Menschen, der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, des bürgerlichen Bewusstseins, einer besseren Zukunft usw. (...) der sicherste Schutz vor dem Übel sind äußerster Individualismus, Originalität des Denkens, Launenhaftigkeit, ja sogar – wenn Sie es so wollen – Exzentrizität. Das heißt, etwas, was nicht simuliert, gefälscht oder nachgeahmt werden kann; etwas, was nicht einmal ein alternder Lügner gerne hätte. Das Übel ist durch Stabilität indoktriniert. Immer ist es auf große Ziffern aus, auf zuverlässigen Granit, auf ideologische Reinheit, auf durchtrainierte Armeen und auf ausgeglichene Seiten. Seine Neigung zu derartigen Dingen hat wahrscheinlich etwas mit seiner eingeborenen Unsicherheit zu tun, aber Sie müssen verstehen, dass das kein allzu großer Trost ist. (...) Das, was den Menschen von Beschuldigungen befreit, er sei ein Verräter, oder schlimmer noch, von der Voraussetzung eines Status Quo in der Zukunft, ist die Hoffnung, dass das Opfer in seinen Überlegungen stets erfindersicher und origineller sein wird als der Verbrecher. Daher auch die Chance, dass das Opfer siegt.“

Tausk war vierzig, als er sich das Leben genommen hatte: und seine Biographie genügt, um eine ganze Epoche zu erfassen und darüber hinauszugehen; das ist ge-

nauso faszinierend, wie die Tatsache, dass die Autorin aus diesen vierzig Jahren heraus eine Epoche erfasst hat und darüber hinausgegangen ist. Aber seine Biographie war nur der *spiritus movens* der Trilogie, in der in zahlreichen tiefgehenden Forschungen Menschen und Ereignisse aus der Vergessenheit zurückkehren. So hat sie beispielsweise in *Dämmerzustand* auch Arthur Benko Grado von Bojnički Ehre erwiesen, der ein Freund Viktors gewesen ist, aber auch ein Schriftsteller, Statistiker und der erste moderne kroatische Ökonom (den Krleža nicht mochte, sodass er von ihm geschrieben hat, man solle ihn in eine Vitrine hängen, mit Naphthalin bestreuen und den künftigen Generationen von Schulkindern als Museumsstück des verfallenen Adels zeigen). Benkos Schicksal, erzählt durch das Motiv eines Steinmetzes, der für Viktor einen Totenraststein (ein steinernes Mal für Tote in der Gegend von Velebit, das nicht notwendigerweise ein Grab sein muss) errichten soll, ist ein unvergessliches und erschütterndes Beispiel für das Wirken des Übels, aber auch für den Erfindungsreichtum des Opfers, das sich ihm widersetzt. Schließlich bleibt noch die Frage: wer wird für uns Totenraststeine erreichen, wer wird bei uns Maß nehmen? Und was bedeutet Prädestination in der Literatur? Werden wir zwei Handvoll Kartoffeln für unseren eigenen Totenraststein haben? Jeder, der von sich meint, er würde zum Kreis der humanistischen Intelligenz gehören, sollte diese Seiten aus *Dämmerzustand* auswendig können.

Iwan Illich sagt, die Gesellschaft brauche eine Vergangenheit: „Um das Gefühl der Gegenwart zu haben, brauchen die Lebendigen eine Vergangenheit, die ihnen zusagt... Die Vergangenheit hat sich in ein Industrieunternehmen verwandelt.“ Gerade darauf macht Sibila Petlevski aufmerk-

sam: dass uns eine *Vergangenheit angeboten wird, die uns zusagt*, und nicht eine, aus der wir Erkenntnisse und freies Denken gewinnen. Deshalb hat sie ihre Trilogie „den Tapferen“ gewidmet, die „nicht damit einverstanden sind, in einer Zeit der Lügen zu leben; Menschen, die vor der Freiheit keine Angst haben.“

Nun gilt es, tapfer zu sein und Sibila Petlevski zuzugestehen, dass sie ein außerordentliches Werk geschaffen hat, eines der besten in der neueren kroatischen Literatur, ein Werk, das sich den Lesern auf allen Parallelen eröffnet (denn, wie Brodsky sagt: die Kriege reisen auf den Meridianen), das stets von neuem gelesen werden kann und uns Erkenntnisse, Verbindungen und Details einer Vergangenheit vermittelt, die nicht aus der industriellen Produktion stammt. Eine derart große Forschungsarbeit, wie sie den Schreiben von *Tabu* vorausgegangen ist, haben wir schon lange nicht mehr gesehen, und dennoch wurde das Erforschte weise und mit Maß benutzt, die Dokumente haben die Literatur nicht verschluckt, die Leidenschaft des Forschens blieb jener der *belle-lettres* untergeordnet.

Mit ausziseliertem Stil, der Geschick zwischen den Genres und Epochen zu manövrieren versteht, hat sie Seiten geschrieben, die nicht vergessen werden können. Ihre erzählerischen Strategien der Diskontinuität führen den Leser durch Fragmente, die sich am Ende zu einem Ganzen zusammenfügen und Raum für Erkenntnis schaffen. Und wenn unsere Wahrnehmung einmal durch diese dreiteilige „Tabubruchmaschine“ hindurch gegangen ist, können wir zum eigentlichen menschlichen Ich zurückkehren.

SIBILA PETLEVSKI

Tabu I:

Zeit der Lügen

Franz Lautner hatte Glück. Nach dem Schock von der Explosion und nachdem ihn Fähnrich Dietzinger herausgezogen hatte und den Ohnmächtigen eigenhändig ins Sichere gebracht hatte, fand er sich im Krankenhaus wieder. Als er aus der Ohnmacht erwachte, war das erste, das er sah, das Gesicht des Doktor Tausk. Lautner war in einem erbärmlichen Zustand mit einer ganzen Reihe neurologischer Störungen, zeitweise von Schüttelfrost erfasst und zusätzlich durch Fleckfieber geschwächt, so dass ihn Doktor Tausk auf der Station behielt. Die Art, in der er sprach, seine Wortwahl, seine Neigung zu melancholischem Grübeln, aber auch seine helle Gesichtshaut mit zarten, mädchenhaften Konturen und das blonde Haar – all dies trug zum Eindruck bei, dass dieser junge Mann eher an eine Universität gehörte als in die Hölle, in der er sich befand. Außerdem war er so mager und schwach vom Fieber gewesen, dass man nur mit Mühe annehmen konnte, dass er etwas heben könnte, das schwerer als ein Bleistift war. Lautner war eine Zeit lang im Einsatz an einem Flammenwerfer gewesen. Es war schwierig, seine Person mit dieser Funktion zu verbinden, die die härteste Form unmittelbarer Beteiligung an der Todesma-

schine einschloss: das buchstäbliche Verbrennen des Feindes. Er war ein intelligenter, gebildeter Mensch und er hatte es nicht gerade eilig, an die vorderste Frontlinie zurückzukehren, so dass er schon bald, wie zu erwarten war, begann, die äußerlichen Zeichen seiner Krankheit zu manipulieren. Tausk ließ sich nicht hinters Licht führen; wenn er gewollt hätte, hätte er ihn zum Simulanten erklären und melden können. Er entschloss sich aus mehreren Gründen dagegen: Erstens hatte für Viktor Tausk der Krieg an sich keinen Sinn. Zweitens hatte er zu viele Fälle gesehen, in denen junge Männer, von Artilleriepanzern in Schockzustand versetzt, schwere und dauerhafte Folgeschäden erlitten haben und dennoch wurden sie zurück zum Kampfschauplatz in den sicheren Tod geschickt, oder sie wurden erschossen, denn man dachte, ihre Krankheit wäre eingebildet. Und schließlich spürte er, dass das Gespräch mit Lautner für ihn als Psychoanalytiker immer interessanter wurde.

Lautner hatte Tausk nach und nach viele rührende und noch mehr Ekel erregende Details aus seiner Kindheit erzählt. Er malte ihm einige Szenen aus seiner Jugend aus, die stark geprägt waren von der Autorität Leo Dietzingers. Die zwei hatten alles geteilt. Ihre Verbundenheit war so stark gewesen, dass sie manchmal ihr Gespräch beim Verrichten der Notdurft fortsetzten. Während einer der Jungen im Feldklo auf dem Landgut der Dietzinger schiss, wartete der andere vor der Holztür und nichts daran war ungewöhnlich gewesen, auch nicht erniedrigend oder beschämend: weder ein Furz, noch das „plumps“, „plumps“ der Scheiße, die in die Sickergrube fiel, noch der Gestank. Sie waren wie ein Körper. Lautner erinnerte sich, wie sie hinter dieser Tür im Nachahmen von Tiergeräuschen, Regen, Blätterrascheln, Feuerprasseln und mechanischen Geräuschen wie

Brummen, Hobeln, Sägen, Bohren (...) wetteiferten und wie sie gelacht hatten, gelacht, bis ihnen die Tränen kamen. Leo war ein wahrer Meister darin gewesen, Geräusche von verschiedenen Geräten nachzuahmen.

„Rate mal, was das ist!“

„Ein Specht?“

Statt zuzugeben, dass Franz richtig geraten hatte, erfand Leo oft etwas, das es nicht gab, für das er aus der Hüfte einen nicht existierenden Ausdruck zusammenbastelte und dann selbstbewusst herausplatzte:

„Schnellpocher“

Der verwirrte Franz war in solchen Situationen immer sprachlos, denn so sehr es ihm auch schien, dass sein Freund log, er war sich nicht sicher. Welche merkwürdigen Dinge Leo in der Stadt wohl gesehen haben mag? fragte sich Franz. Im Unterschied zu Leo, einem echten hochherrschaftlichen Kind, war er als Bauernjunge auf das Gut der Dietzinger gekommen und auch das nur dank der Tatsache, dass sein Vater Stallknecht dieser angesehenen Familie war.

„Glaub’ ja nicht, dass sie dich je als ebenbürtig sehen werden. Pass auf, was ich dir sage: Du bist arm und ein armer Mensch muss bescheiden sein und demütig, er muss die Gesellschaft von seinesgleichen suchen. Nicht provozieren. Keine Aufmerksamkeit erregen. Und am allerwenigsten – prahlen. Das ist mein Rat, du kannst damit tun, was du willst, mein Sohn. Freunde dich nur mit dem Sohn der Herrschaften an und du wirst sehen, wie er es dir eines Tages danken wird, dein Leo! Der hat nicht alle Tassen im Schrank, der wird noch mal eine richtige Schweinerei verbocken, aber ihn wird niemand belangen. Pass auf, was ich dir sage: Du wirst schuld sein, du musst es ausbaden, denn

die Armen sind immer und an allem schuld. Immer auf die armen Leute! Das hat schon immer und in allen Regimes und für jede Macht gegolten.“

Dieser Satz würde noch lange nach Leo Dietzingers Tod verhängnisvoll in Franz Lautners Ohren hallen. In diesem Satz seines Vaters fand er die erste versteckte Motivation, die psychologische Rechtfertigung für die präventive Bestrafung seines Freundes, der in allem besser war als er: in der Schule erfolgreicher, im Krieg mutiger, im Bett ausdauernder. Und zu all dem auch noch adlig von Geburt, aus einer reichen, angesehenen Familie. Lautners Vater hatte sich in der Beurteilung des hochherrschaftlichen Sprosses geirrt: Niemals in seinem kurzen und unglücklichen Leben wollte Leo Dietzinger die Verantwortung für seine Taten auf jemand anderen abwälzen. Alles, was er tat, tat er ohne Zweifel, ohne überflüssiges Stolpern über moralische Hinterfragungen nach der Rechtigkeit oder Unbilligkeit dessen, was er tat. So wie er war, bar normaler menschlicher Gefühle und erschreckend distanziert, kalt und effektiv wie eine Maschine, konnte er keinen dunklen Leidenschaften zum Opfer fallen. Einfach ausgedrückt, allein durch seine Beschaffenheit, die körperliche und geistige, war er für so etwas nicht „kreiert“. Im Unterschied zu seiner unterkühlten, numerischen Natur, brannte die dichterische Seele Franz Lautners auf der kleinen Flamme des Neides.

Franz Lautner hielt sich nicht zurück: Er sagte alles ohne Reserviertheit und ohne Selektion. Abstoßende Details reihten sich an rührende; Geschichten, die ein normaler Mensch als „abartig“ charakterisieren würde, verschmolzen mit warmen menschlichen, Herz zerreißen den Beichten, und alles, was unglaublich banal erschienen war, wurde plötzlich Anlass, jenes „Erhabene“ zu erwähnen, das Franz

unaufhörlich aus allen Perspektiven zu hinterfragen suchte, am Ende sogar scharf negierte.

„Wir brechen heute Tabus. Das ist unsere Aufgabe: über alles zu sprechen, ohne Zensur, ohne Predigten. Das ist unsere historische Aufgabe, lieber Doktor. Zeugnis ablegen. Nichts unternehmen, nichts ändern. Nur Zeugnis ablegen. Sprechen, sprechen, sprechen. Das genügt uns. Mehr als das kann man sowieso nicht tun. Es ist ja eh alles schon längst im Arsch. Aus, vorbei, vernichtet, verbrannt, bis auf den Grund abgebrannt, alles, was uns wichtig war. Wir bauen heute eine neue Zeit. Gut, wir werden sie nicht erleben, das ist sicher, aber sie beginnt mit uns. Wir sind ihre Helden. Sie wird auf unseren Zeugnissen aufgebaut werden, lieber Doktor, und nicht auf unseren Taten. Welche verdammten Taten? Was haben wir denn Wertvolles hinterlassen? Ruinen? Da gibt es nichts mehr zu sehen. Diejenigen, die nach uns kommen werden, werden uns aufs Wort glauben müssen.“

Drei Szenen erregten die Aufmerksamkeit Viktor Tausks, der damals noch in der Funktion des Militärpsychiaters in Lublin gewesen war, unmittelbar bevor er aus dem Lubliner Militärstab nach Belgrad versetzt werden würde. Er notierte sie auf ein Papier, das heftete er an die gedruckte Ausgabe seines Textes, den er einige Monate zuvor, in dem selben Jahr, also 1916, auf Deutsch mit dem Titel „Diagnostische Erörterungen auf Grund der Zustandsbilder der sogenannten Kriegspsychosen“ veröffentlicht hatte. Alle drei Beispiele, aus dem Kontext des psychotherapeutischen Gesprächs mit Franz Lautner herausgenommen, enthüllten das Geheimnis der Beziehung zwischen Franz und Leo, standen im Zusammenhang mit der sexuellen Sphäre ihrer Reifung und im Grunde genommen, dachte Tausk, „trafen sie den

Kern des Problems einer ganzen verlorenen Epoche“. Wahrscheinlich bewog die Dramatik der Ereignisse Tausk dazu, das Beschriebene als „Szenen“ zu bezeichnen. Außer den drei erwähnten Aufzeichnungen gab es noch eine Menge Material zu diesem Fall, aber Tausks unveröffentlichte Notizen waren nicht chronologisch geordnet, sie waren noch nicht einmal an der selben Stelle aufbewahrt.

Der Zweck des menschlichen Lebens, sein Wesen, wovon jeder Gläubige denkt, dass es nach unsere Tode zurückbleibt, widerspricht dem banalen Konzept des zeitlichen Verlaufs. Wenn es nicht so wäre – wäre das Ende einfach das Ende und man könnte ihm keine andere Bedeutung zuschreiben. Doch wir neigen dazu, nachträglich Bedeutungen zuzuschreiben, nicht wahr? Wir hoffen gern, dass nichts umsonst ist, dass unser vertanes Leben kein sinnloses Gekritzel mit dem Stock im Sand ist, schrieb Tausk zum Fall Franz Lautner und Leo Dietzinger.

Vielleicht ist gerade dank dieses Lebenswunders, das sich der Chronologie widersetzt, die Szene, die der Doktor „Bild drei: Nackte Frauen aus Mizoch“ betitelt hatte, vor den Bildern eins und zwei, die ihm hätten logischerweise vorangestellt sein müssen, aus seinen Manuskripten aufgetaucht. Tausk hatte oben auf das Papier die Überschrift geschrieben: „Bild drei: Nackte Frauen aus Mizoch“, unter der die einleitende Anmerkung stand:

Die Beschreibung, die folgt, bezieht sich auf den Offizier namens Franz L., der ein liederliches Leben ohne Skrupel führte und der für einige zerstörte Leben verantwortlich war, wovon ich mich persönlich überzeugen konnte. Seine „Sünden“ könnte man jedoch leicht hypomanischen Phasen im unregelmäßigen Wechsel mit Perioden äußerster Melancholie zuschreiben. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er zutiefst mutlos, untröstlich, erfüllt von Gewissensbissen und zu bitteren Selbstvorwürfen neigend. Die Kraft

realen Urteilens und affektiven Erlebens war bei ihm erheblich gestört. Er hatte ein ganzes kompliziertes System von Ideen und falschen Überzeugungen aufgebaut in Bezug auf die Behauptung, dass er überwacht und unablässig verfolgt wird. Er zeigte kein Zeichen von Hypochondrie. Er war nicht zufrieden, wehrte sich aber heftig gegen die bloße Möglichkeit, sein Leben zum Besseren zu verändern. In jedem Augenblick war er bereit, jemanden für etwas zu verdächtigen. Die ständigen Stimmungsschwankungen reichten von Anfällen kreativer Energie, begleitet von Schlaflosigkeit und dem Bedürfnis, viel und schnell zu sprechen, weshalb er oft den Atem verlor, bis zum plötzlichen Versinken in finstere Geisteszustände, die mit Selbstvorwürfen belastet waren. Dem Bedürfnis nach heftigen Aktionen und neuen Quellen sexueller Erregung folgte ein Gefühl der Unsicherheit und der Enttäuschung von sich selbst und anderen Menschen, die in seinen Augen plötzlich zur Quelle unerträglichen Drucks und die Ursache aller seiner Niederlagen geworden waren.

Franz L. verlor nie den Bezug zur Wirklichkeit, im Unterschied zu vielen Patienten, denen ich begegnet war und deren Belastungen ich, wie seine, mit der Kriegspsychose verbinden konnte. Er stand mit beiden Beinen auf der Erde, doch seine natürliche Neigung zur Hypomanie, die übrigens ein Merkmal vieler Kreativer und Künstler war, bekam im Krieg eine neue Richtung; sie wurde stärker, tiefer und potentiell gefährlich, sowohl für ihn selbst als auch für die Menschen in seiner Gesellschaft. Der Krieg hatte ihn verändert – würden Laien sagen und hätten zum Teil Recht, obwohl sein Problem immer dasselbe war: eine unrealistische Einschätzung des eigenen Wertes, grandiose Ideen, die sich immer wieder als unfruchtbar und haltlos herausstellten, was besonders dann zum Ausdruck kam, wenn er sich in Gesellschaft von Menschen befand, die größere Fähigkeiten besaßen, und das war in seinem Fall sein Kindheitsfreund Leo Dietzinger. Es ist nicht leicht

zu akzeptieren, dass wir uns überschätzt haben: nach Momenten des Aufschwingens und völliger Berausung am Leben folgt die grobe Ernüchterung.

„Ich bin krank vom Krieg und ich weiß nicht, wie und was ich soll, wenn das alles endet“, erklärte Franz L. „Nichts kann einen solchen Grad an Tatenrausch und Ernüchterung nach dem Blutausch bieten – nur der Krieg.“

Am selben Tag vertraute er sich mir bezüglich eines Ereignisses im Ort Mizoch an, im Raum Rivna, das später bei ihm Schlafstörungen hervorgerufen hatte. Die Beschwerden beschrieb er als „Alpträume, die er nicht seinem ärgsten Feind wünschte“. Vor seinen Augen tauchte immer das selbe Bild auf: von oben, wahrscheinlich von einem Beobachtungsposten, erstreckte sich ein schöner Ausblick auf ein Tal zwischen zwei sanft geschwungenen Hügeln.

Später Nachmittag. Während die erste Dämmerung das Grün der Landschaft verdichtete, die an einem Tag mehrere Male vom Regen und der Sonne gebadet worden war, kämmte in leichter Wind das Gras und in der Schlucht versammelten sich die Schafe. Franz hob sein Fernglas und sah erst jetzt deutlich, dass es sich nicht um eine Herde handelte, sondern um eine Gruppe von etwa dreißig Frauen. In der Menge aneinander gedrängt bedeckten sie so schamhaft einander die Blöße. Sie hatten sich ganz ausgezogen und nur eine einzige war bekleidet: Sie lag seitlings auf dem Boden, neben einem Haufen aufeinander liegender Kleider. Einige Frauen drückten Säuglinge an ihre nackte Brust. Franz schien es, er könnte genau hören, wie sie Laute von sich gaben.

„Wie Wildkatzenjungen“, sagte er. Doch schon im nächsten Moment stürzte ein Donner sich auf sie hernieder und ein Kanonenfeuer warf sie um. Warum höre ich keine Schüsse? Bin ich taub geworden? – In Panik halte ich meine Ohren zu, während sie zur Seite und nach hinten umfallen. Ich höre nichts. Es müsste

Blut geben, doch ich sehe es nicht. Alles ist ruhig geworden. Es ist still. Saubere, weiß gewaschene, zu Tode erschöpfte Körper, mit halb geöffneten Schenkeln. Dieses Gefühl, dass sie nicht tot waren, dass sie sich nur ausruhten und dass sie bald wieder bereit sein würden, die gerade herausgezogenen Glieder ihrer Liebhaber fest zu umschließen, zwang mich, vom Beobachtungsposten herunterzusteigen, zu ihnen, um sie aus der Nähe zu betrachten. Der noch lebende Säugling gibt noch Laute von sich wie ein verlorenes Kätzchen. Meine Ohren sind wieder offen für Befehle:

„Verbrennen, alles verbrennen!“ schreit der Kapitän. Mit dem Flammenwerfer gehe ich über sie hinweg. Einige Male.

„Manche Orte sind verflucht. Bitte, Doktor, schreiben Sie das auf“, Franz besteht darauf. „Und die Menschen, die dort leben, sind verflucht. Im Voraus. Von Geburt an. Ganze Völker. Als täten sie nichts Anderes, als darauf zu warten, dass es passiert. Sie fühlen, dass der Fluch sie ereilen wird, aber sie rühren sich nicht von der Stelle. Und dann passiert es – einmal, zweimal, mehrere Male in einem Jahrhundert geschieht das selbe. Aber nein, sie haben nicht die Absicht, sich zu rühren. Sie sind dickköpfig. Sie bleiben für immer in den Träumen ihrer Mörder.“

Franz L. war nicht schuldiger als die Mehrheit der jungen Menschen in Uniform, die Befehle befolgt hatten, und war kein größerer Mörder als die anderen. Ich bin der Ansicht, dass sein Schuldgefühl, das von frühester Kindheit in ihm steckte, durch die Kriegsergebnisse nur entfacht wurde. Von Anfang an war dieses Gefühl in ihm – wie ein Schuss ins Leere – wie die Vorahnung der harten Landung, die nicht lange nach der kurzen und heftigen Begeisterung folgen würde und ihn in einem Kurzschluss von Fantasie und Wirklichkeit in einen Zustand der Umnachtung führen würde, in dem er für nichts mehr verantwortlich war. Es ist wichtig, anzumerken, dass Franz L. für seine Taten auch nicht verantwortlich sein wollte.

Unter ungefähr 1500 Fällen, die ich in Lublin im Zeitraum von etwa siebeneinhalb Monaten untersuchte, und meistens kamen sie direkt von der Front in meine Praxis, waren nur vier Fälle typische Beispiele von Paranoia; alles gelernte Handwerker aus dem deutschsprachigen Raum. Melancholie kam verhältnismäßig häufig vor und bei manchen Patienten resultierte sie mit Selbstmordversuchen, wobei das typische Krankheitsbild ein Zustand mentaler Dumpfheit und Starre war. In manchen Fällen machte der Patient, meistens ein Bauer, den Eindruck eines traurigen, kranken Haustieres. Nach der akuten vorübergehenden seelischen Störung mit charakteristischer Verwirrung des Patienten, manchmal mit Halluzinationen, folgten immer katastrophale Ausbrüche ungezügelter Verhaltens. Unter den Patienten, die ich untersuchte, gab es viel Hysterie (in Form von Ticks, Krampfanfällen und geistiger Umnachtung) und das bezog sich sowohl auf Bauern und kaum schrifkundige Soldaten aus der Arbeiterschrift, als auch auf hoch gebildete Offiziere.

Während er seine Notizen zum Bild der nackten Frauen aus Mizoch machte, konnte der Doktor nicht ahnen, in welchem Maße Franz Lautner in Anfällen, die man in der Psychiatrie seiner Zeit „Dämmerzustand“ nannte, an die Bilder der Zukunft anknüpfte. Es sollten nur etwas mehr als zwei Jahrzehnte vergehen und die toten Körper der Frauen aus dem jüdischen Ghetto, verstreut über die grüne Landschaft der Rivna, würden bezeugen, dass Viktor Tausk zu Recht in Bezug auf seinen Patienten schlussfolgern konnte:

Die Vorstellung des Bösen ist eine Konstante im menschlichen Leben, die alle Grenzen übersteigt: Weder Raum noch Zeit sind für sie eine Hürde.

(S. 66-74)

Er merkte sich das Datum – denn er schrieb nicht nur Briefe an seine Frau, sondern führte auch Tagebuch und genau an diesem Tag spürte er einen Druck in den Schläfen und Müdigkeit, Müdigkeit. Er spürte, wie er in Stücke zerbrach, wie die ganze Krankheit ans Licht kam: Wie ihn obsessive Ideen überkamen, wie ihn eine schwere Niedergeschlagenheit erdete und bedrückte, wie es in seinem Kopf brummte und ihn eine totale Erschöpfung ergriff. Martha schrieb er: Meine ganze Vergangenheit ist nichts Anderes als die Vorbereitung auf diesen schrecklichen Zerfall meiner Persönlichkeit. Obwohl ich nie an die Macht der Vererbung geglaubt habe, glaube ich jetzt daran, dass Blut kein Wasser ist – dein Schicksal bestimmen deine Eltern. Doch ich gebe den Kampf nicht auf. Ich versuche, meine Kräfte und meine Selbständigkeit wiederzuerlangen. Aber ich taumle. Schwanke im Dunkeln. Ein Mensch braucht einen Führer.

Viktor glaubte, dass in seinem Blut eine erbliche Lebensunfähigkeit floss. Andererseits genoss er diese Unangepasstheit. Er ekelte sich vor typischen Mentalitäten; vor den triumphierend dumpfen, siegreichen und zerstörten Gesichtern. Als er vom Spaziergang zurückkam, hatte sich sein Kopf geklärt. Leider war sein Menschenhass nicht minder geworden: Noch schärfer war jeder seiner Blicke auf Männer, die damit beschäftigt waren, Tee zu schlürfen und ganze Plätzchen auf einmal zu verschlingen, auf Frauen, die damit beschäftigt waren, mit von Lippenstift und Sahnecreme verschmierten Gabeln in Torten herumzustochern. Der einzige Mensch im Sanatorium, mit Ausnahme der Ärzte, mit dem er sich unterhalten konnte, war der pensionierte Kapitän Baron von Reitzenstein. Der dichte, mit dem Schnauzer zusammengewachsene Bart war in der Mitte ausrasiert und verbreitete den Eindruck des Abenteuergeistes aus vergangenen Zeiten. Der Baron war

Veteran des Burischen Krieges gewesen und wenn man ihn dazu brachte, über diese Zeit seines Lebens zu sprechen, konnte er lange und genüsslich seine südafrikanischen Erinnerungen auffrischen. Beide waren in der Villa Maria untergebracht, im so genannten „Haus für Unruhige“, der der exklusivste, offenste Teil des Sanatoriums war, bestimmt für die Genesung der psycho-physisch erschöpften, reichen Patienten, die in der Heilanstalt Ruhe suchten. Doch auch die schönst mögliche, auf den ersten Blick paradiesische Umgebung weist nach einer gewissen Zeit Zeichen des Zerfalls auf. Nach weniger als einem Monat zeigt die Idylle ihre Kehrseite: Auf den Gesichtern zeichneten sich heuchlerische Krämpfe aus übertriebener Freundlichkeit ab und plötzlich wurden alle hässlich, gekünstelte Gesten konnte man bemerken, bei den Frauen bildeten sich äffische Falten um die Mundwinkel und bei den Männern schauten Haare unter den Manschetten hervor. Das übertriebene Interesse für das Leben anderer verwandelte sich in heimliches Geflüster und schamloses Lästern hinter dem Rücken, manchmal direkt ins Gesicht lächelnd.

Viktor wusste nicht, was man sich über ihn erzählte, denn er vermied erfolgreich längere Begegnungen mit Menschen, die ihm weder auf den ersten noch auf den zweiten Blick gefielen. Aber in der kurzen Zeit, die er in den Gemeinschaftsräumen verbrachte, zu Essens- und Tee-Zeiten, fühlte er unfehlbar die Strömungsrichtungen der negativen Energie. So fiel ihm auch die unangenehme gesellschaftliche Aura auf, die den Baron umgab. Sie haftete an ihm wie ein grauer Kumulus, wohin er auch ging. Es war keine eindeutig negative Aura; sie erinnerte vielmehr an eine vorüberziehende Regenwolke, die vor Funken der Neugier barst. Über den Baron erzählte man, dass er, „bevor er durch-

drehte“, eine hohe Stellung im Geheimdienst der Kaiserlichen Marine innehatte, so dass das Verhältnis zu ihm eine Mischung aus Ehrfurcht und Spott war. Der Baron hatte die Angewohnheit, seine Träume zu erzählen, in denen ihn langhaarige Feen und schöne grausame Dämoninnen verfolgten, was wiederum zu mitleidigen Blicken Anlass gab. Außerdem war er wegen seiner Frau, einer Adelligen aus Baden-Baden und Hauptzeugin im Mordprozess Josephine Molitor, in eine Affäre verwickelt, die seit 1906 mit unverminderter Heftigkeit die Öffentlichkeit erschütterte. Die Reitzensteins hatten ein reiches gesellschaftliches Leben in Baden-Baden geführt. Als in diesem mondänen Ort, in unmittelbarer Nähe ihrer Villa, Frau Molitor, ihre gute Bekannte, rücklings direkt ins Herz getroffen wurde, konnte der Baron in Baden keine Ruhe mehr finden. Seine Schlaflosigkeit und Erschütterung hatte die Baronin als frühe Anzeichen von Senilität interpretiert. Sie war der Ansicht, dass der Zustand ihres Mannes einer besonderen Behandlung bedurfte und so fand er sich im Sanatorium Ahrweiler am Rhein wieder und sie blieb zu Hause, um im Laufe des Prozesses für das Gericht zur Verfügung zu stehen. Viktor hatte in den Zeitungen über das Verfahren gelesen. Seiner Meinung nach gründete dieses an den Haaren herbeigezogene Gerichtsverfahren, wegen dem sogar Straßendemonstrationen organisiert worden waren, nicht auf gültigen Beweisen, die Verhandlung quoll über von vorurteilsbeladenen Aussagen und was am schlimmsten war, es wurde wie ein öffentliches Lynchverfahren geführt, parteiisch, unter dem leisen Kommando der politisch Einflussreichen und Wohlhabenden. Baron von Reitzenstein beschrieb, wie der Ankläger die Aussage seiner Frau missbrauchte und tendenziös veränderte, um sie gegen den an-

geblichen Schuldigen zu verwenden, den Schwiegersohn von Frau Molitor, Carl Hau.

„Ich will nicht ins Detail gehen, aber ich erinnere mich, was mir meine Frau am Tag des Mordes gesagt hatte. Jetzt ist es einfach, die verschiedenen Argumente und Motive zu analysieren, die in der skandalhungrigen Öffentlichkeit gut klingen: Hau soll verschwenderisch gelebt und seine Schwiegermutter getötet haben, um über seine Frau an ihr Geld zu kommen, er soll mit Olga eine Liebesaffäre gehabt haben, der jüngeren Schwester seiner Frau Lina und so weiter. Dass ich nicht lache! Es war am einfachsten, Journalisten dafür zu bezahlen, dass sie über angeklebte Bärte und rothaarige ehebrecherische Hexen schreiben und ja, es ist wirklich dienlich, im Gerichtssaal ein Gefäß vorzuführen, in dem das durchlöchernte Herz in Formalin liegt. Wer würde da nicht in Tränen ausbrechen! Heute darf jede primitive Alte auf Grund dessen, was sie aufgeschnappt hat, *tötet ihn, tötet ihn!* kreischen. Von wegen Gerechtigkeit! Natürlich schreibt niemand über die Geschäfte, die Hau als Sekretär des Generalkonsuls der Türkei in Washington erledigte und über die wirklichen Gründe seiner häufigen Reisen nach Istanbul. Doch darin liegt auch das *Meritum* der Dinge. Darin bin ich gut bewandert, Doktor Tausk, denn darüber weiß ich immerhin ein bisschen mehr als gewöhnliche Leute. Nun ja, über dieses Thema will ich nicht mehr reden, aber Hau ist immerhin ein Intellektueller, promovierter Jurist so wie Sie, und auch noch an einer amerikanischen Universität. Die Medien haben aus ihm einen geistesschwachen Lackaffen mit falschem Bart gemacht, der herumrennt und kompromittierende Telegramme schickt, um sein eigenes Alibi zu untergraben. Und was glauben Sie, wie es ausgehen wird? Mit einer Einigung.

Er wird ein paar Jahre im Gefängnis absitzen und die Tatsache, dass er lebend aus der Sache rauskommt, wird er mit seinem Schweigen über all das Kompromittierende für die Strukturen bezahlen, die vor nichts zurückschrecken, um ihre dunklen Machenschaften zu verbergen. Was bedeutet es heute schon, eine alte Frau wie die Molitor zu ermorden, um denjenigen für immer zum Schweigen zu bringen, dessen Maul zu gefährlich geworden ist!“

Viktor sollte sich bald von der Richtigkeit der Vermutungen des Barons überzeugen. Nur ein Jahr nach dem Gespräch, das die beiden im Sanatorium geführt hatten, würde von Reitzenstein den Staatsanwalt zu einem Pistolenduell fordern, weil er die Baronin beleidigt und ihre Aussagen verdreht hatte. In den Zeitungen würde wieder ein Skandal auftauchen. Da Duelle illegal waren, würde der Baron ins Militärgefängnis Ehrenbreitstein in Koblenz gesteckt werden. Und gerade als er mitten im Krieg den Baron von Reitzenstein und seine Mutmaßungen über die politischen Motive der Verurteilung Carl Haus völlig vergessen hatte, würde Viktor gezwungen sein, sich an die Geschichte des Barons zu erinnern.

Es geschah in Viktors Praxis, im Militärkrankenhaus in Lublin, im Jahre 1916, während einer psychoanalytischen Sitzung mit einem Patienten namens Franz Lautner. Im Laufe des Gesprächs mit dem Arzt, beiläufig und in einem ganz anderen Kontext, gestand der Patient den Mord an Frau Molitor, der vor zehn Jahren in Baden-Baden verübt wurde. Er ging sogar so weit, die Umstände zu erläutern, die ihn zu dieser Tat angehalten hatten. Lautner unterhielt zu jener Zeit freundschaftliche Beziehungen zu Doktor Karl Graven, einem Abwehrgenten. Seine erste ernsthafte Aufgabe war ein Auftragsmord: Er sollte Frau Molitor er-

schießen und den Mord Carl Hau unterschieben. Genau wie der Baron von Reitzenstein vermutet hatte, war Hau höchstwahrscheinlich ein Doppelagent gewesen, mit einflussreichen Beziehungen in Übersee, die bis zur höchsten Ebene der amerikanischen Politik reichten. Hau war sich seiner privilegierten Position bewusst, in der eine bloße Auslöschung seiner Person im politischen Sinne nicht in Frage kam. Mit der Drohung, vertrauliche Informationen preiszugeben, versuchte er sich eine beträchtliche Summe zu sichern, doch der Kaiserliche Geheimdienst war nicht bereit, so viel zu zahlen und fand einen Weg, ihn und seine Drohungen loszuwerden. Wie immer haben die Medien und das Gericht die „Arbeit“ zu Ende geführt.

Viktor kannte als Lautners Psychoanalytiker auch ein anderes, noch dunkleres Geheimnis von Franz' kriminellen Unternehmungen. So übertrieben es ausgesehen haben mag, alles, was Franz getan hatte, war eine Art Selbstbestätigung, der Versuch, seinem Idol nachzueifern. Und mehr noch: Es war der blutige Versuch, sein Idol zu übertreffen, ihn im Kräftemessen, im Spiel, sogar buchstäblich im Ficken mit zahlreichen, beiläufigen und „wichtigen“, Frauen zu besiegen. Dieses Vorbild – Leo Dietzinger – war zugleich sein bester Freund. Franz liebte ihn bis zum Hass, denn Leo war entschlossen, unerschütterlich, ein maschinenkalter Übermensch, ein Exemplar, das sich zu früh in diese Welt verirrt hatte. Er war einzigartig, von der Welt, in der er lebte, völlig isoliert und auf eine Art und Weise – dachte Viktor – ihm selbst ähnlich: *einsamer als einsam*.

Am fünfundzwanzigsten März 1916 starb Viktors Vater. Dies hatte in ihm widersprüchliche Gefühle ausgelöst. Es war ein weiteres Krisenjahr, eine dieser schweren Zeiten, in der er sich wie *ein untergegangenes menschliches Wesen* fühlte,

aus der Bahn geworfen, den das Leben nicht geformt sondern gebrochen hatte. Früher, während der Berliner Krise, hatte er sich selbst in den völligen körperlichen, geistigen und finanziellen Zusammenbruch manövriert und damals schrieb er:

Ich bin eine hässliche, kraftlose Masse, todmüde und vom Leben habe ich wirklich genug.

Nach allem, was er im Laufe des Krieges gesehen hatte, nahm seine Depression andere Merkmale an. Er verlor seine kränkliche Weichheit. Seine Eingeweide verhornten – als hätte er begonnen, von irgendwoher, tief drinnen, einen Stoff zu produzieren, der um seinen Körper einen Panzer bildete. *Ich bin eine Kakerlake*, schrieb er in sein Tagebuch. *Ich krieche zwischen Scheißehaufen. Ich bin ein gefühlloses Geschöpf in einem Kakerlakenpanzer. Auf die nackte Existenz zurückgeworfen.*

Er konnte sich Lautners Sexbeschreibungen nicht regungslos anhören. Er fühlte sich in die Tat hineingezogen, als nähme er selbst daran teil. Erst recht später – als er erfahren hatte, dass sein Patient auch die Medizinpraktikantin im Krankenhaus von Lublin verführt hatte und als ihn für Franz das Mädchen verlassen hatte, für das er sich eine Zeit lang so sehr erwärmt hatte, dass er seine angeborene Vorsicht gegenüber festen Beziehungen hatte fallen lassen! Plötzlich konnte er seine eigenen Notizen nicht mehr ohne Ekel lesen. Er litt, zum ersten Mal in seinem Leben hatte ihn jemand verlassen und er litt wie ein Tier. Das war auf eine Art gerecht, nach so vielen Frauen, die er gehabt und verlassen hatte. Er hatte sie nicht verlassen, weil er sie nicht mehr gewollt hatte, sondern weil er ihre bedingungslose Hingabe nicht ertrug, ihre Abhängigkeit und Blut saugende

Schwäche, mit der sie ihn an sich zu binden versuchten, mit nackten Brüsten, für immer, so lange, bis er unter dem Kissen ihrer Busen nicht mehr atmete. Und jetzt, als dieser „Franz im Glück“ seine Liebe übernommen hatte, als er sie mit einem Lächeln und einem verträumten, dichterischen Blick erobert und sie mit grausamer Leichtigkeit auf seinen Schwanz gesetzt hat, unschuldig und zärtlich, als ob er dabei überhaupt keine Hintergedanken hätte, konnte Viktor sich plötzlich nicht mehr beherrschen. Er hatte die Kontrolle verloren.

Die Beschreibung, die folgt, bezieht sich auf den Fall des Offiziers mit Namen Franz L., der ein ausschweifendes, skrupelloses Leben führte und der mehrere zerstörte Leben zu verantworten hatte, wovon ich mich selbst überzeugen konnte, stand in der Anmerkung, die Viktor eigenhändig in Lautners Krankenblatt eingetragen hatte. Beeindruckend, dachte er ironisch, beeindruckend objektiv beschrieben von einem Arzt, dem sein Patient gerade Hörner aufgesetzt hatte. Es kam zur Machtverschiebung in der Beziehung zwischen Viktors Person und der Person des geistig Kranken, der, auf der Analyse Couch in seiner Praxis liegend, die intimsten Einzelheiten aus seinem Leben vortrug. Dies war für Viktor nicht nur eine Niederlage als Mann, sondern auch eine als Therapeut, der durch den Distanzverlust gegenüber seinem Patienten das Privileg des Hexers verloren hatte. Viktor konnte die Hassanwandlungen gegen den zerbrechlichen blonden Jüngling, der es geschafft hatte, ihn auszunutzen, ohne dass er es bemerkte, kaum bändigen; der sich durch das Gespräch mit ihm als Arzt wie ein Vampir an seinem Ego satt saugte, sogar teilweise seine Rolle übernahm; der sozusagen er wurde. Ihm wurde übel beim Anblick dieses unmännlichen, hübschen Gesichtes, dieses schmalen

Bartes, an dem Viktors verlorene Kraft herunter floss wie unsichtbares Blut. Er wollte sich an ihm rächen. Er zwang sich noch einmal aufmerksam „Zweite Szene: Tanz mit dem Voyeur“ zu lesen. So lautete die Überschrift des Fragments, das nachträglich zu Viktors Notizen hinzugefügt wurde.

Das Fragment war teilweise auf der Maschine getippt, teilweise mit Tinte geschrieben; mit Viktors typischer rechts schräger Schrift mit einem betonten und verlängerten „t“ wie im Wort „bitte“ und dem Buchstaben „f“ wie im Wort „Professor“. Wo immer es einen Querstrich gab, verstärkte Viktor ihn in der Horizontale, so dass es von weitem aussah, als wäre die Niederschrift voller kleiner Kreuze.

Auf Papier mit dem Logo des Lubliner Militärstabes, auf einem Formular, das für ärztliche Diagnosen vorgesehen war, stand mit der Maschine geschrieben:

„Zweite Szene: Tanz mit dem Voyeur. Der Patient Franz L. spricht in der ersten Person im induzierten Zustand, wachen aber eingeschränkten Bewusstseins, über ein sexuelles Verhältnis zu dritt, mit Kristina E. und Leo D.“

Ich drücke mit den Zähnen die Brustwarzen ihrer kleinen Titze. Sie verzieht das Gesicht, zittert wie ein Kaninchen, hält inne, verkehrt herum auf Leo sitzend, der mit beiden Händen ihre Pobacken knetet. Meine Lippen ertasten über ihre Titze den Puls in Kristinas Innerem: Ich fühle, wie sie von innen einige Augenblicke bebzt, bevor sie sich ein letztes Mal auf seinem Glied reckt und ihn hinaus stößt noch während er kommt, so heftig, dass ein Teil seines Samens auf meinen Bauch spritzt.

„Anmerkung: Die Aufzeichnung rekonstruierte V. T. nachträglich nach den Notizen von der Sitzung. Der Patient erinnert sich an den Verkehr in umgekehrter Chronologie, vom Augenblick an, als er in Kontakt mit dem Sperma seines Freundes gerät, also vom Ende des Geschlechtsver-

kehrs, in das er zunächst mittelbar tritt, als Beobachter, und erst danach nimmt er aktiv am Sexspiel teil. Auf den latent homosexuellen Aspekt der Bewunderung von Franz für Leo achten.“

Vor Kurzem bin ich mir ihrer Zuneigung bewusst geworden. Ich wollte nichts überstürzen, denn ich fürchtete vielleicht den Blick, der mich den ganzen Abend lang fixierte, falsch interpretiert zu haben, aber auch einige andere Zeichen, die man mehr oder weniger deutlich zwischen den Zeilen des Gesprächs, das wir im Salon der Baronin von Reitzenstein in Baden geführt haben, herauslesen konnte. Nicht so schnell – sagte ich zu mir selbst – es geschieht so wieso immer, was geschehen muss. Und wenn auch zufällig.

Zufall ist der richtige Ausdruck für die unvorhergesehen rasche Gelegenheit, die sich für mich mit Kristina ergab, und das nur einen Monat nach unserem Gespräch. Welch glücklicher Zufall!

Es war eine kalte Dezembarnacht auf dem Gut in Pöllach. Ich werde sie nie vergessen. Ich ging nach draußen um zu urinieren. Doch bevor ich die Außentoilette betrat, wurde mein Blick vom trüb gelben Lichtschein einer Petroleumlampe angezogen, der rippenartig zwischen den schlecht zusammengesetzten Brettern des Stalles zu erahnen war. Von innen waren Geräusche zu hören. Die Stute war trächtig. Aus Panik, dass sie gerade fohlte, rannte ich hinein, um zu helfen. Niemand verstand so viel von Pferden wie ich. Außer vielleicht mein Vater, der viele Jahre Stallknecht bei den Dietzingers war. Von ihm habe ich alles über die Aufzucht und Pflege gelernt und ihn in dieser Kunst sogar in einigen Aspekten überholt, denn für ihn waren und blieben Pferde nur Tiere, doch für mich waren sie wie Menschen: Ich kannte sie bis in ihre Seele. Vater war gerade zu der Zeit krank geworden; er war krumm geworden, gelb und schwach und immer häufiger quälten ihn Asthmaanfalle. Leo wollte ihn nicht mit Arbeit belasten, besonders nicht an schwülen oder kalten Wintertagen, so dass ich mich für

die Stute verantwortlich fühlte. Außerdem wollte ich – wie so oft früher – das Fohlen persönlich, in meinen Armen, bei der Geburt empfangen: Dieses kleine graue Wunder, das ein ganzes Jahrzehnt braucht, um weiß zu werden und die Schönheit seiner königlichen Mutter zu erreichen, der Lippizanerstute Allegra. Diesen Augenblick würde ich für nichts auf der Welt versäumen wollen. Doch das Geräusch, das an ein Stoßen gegen den Verschlag erinnerte, kam nicht aus Allegras Box. Ein vollkommen nackter, aufrechter männlicher Körper, von Frauenbeinen um die angespannten Gesäßmuskeln umfassen, erinnerte von hinten an einen großen, mächtigen Skarabäus mit einem doppelten Paar Glieder, der fliegen möchte, was ihm aber nicht gelingt, so dass er, ergriffen von vorsintflutlichem göttlichem Instinkt, blindlings gegen die Holzwand stößt. Der Duft menschlicher Haut – schweißbenetzte Achselhöhle, Schoß, Haut und Haar, drang süßlich und in weichen Wellen unter dem Duft des Heus und Sägemehls mit einem Hauch von Urin und tierischem Kotgeruch hervor. An Leos leichter Kopfbewegung zur Seite verstand ich, dass er meine Anwesenheit bemerkte, aber er setzte das Angefangene fort, als gäbe es mich nicht. Ich blieb vollkommen verwirrt stehen. Mit der einen Hand zog er fast beiläufig an der Pferdedecke, die über den Balken geworfen war und sie rutschte auf den Boden.

„Willst du uns helfen?“

Das war seine Art: Wenn er eine Frage stellte, klang sie nie wie ein Vorschlag, sondern wie eine Mischung aus Spott und Befehl. Seine Fragen überrumpelten mich jedes Mal, so wie sie mich dieses Mal verunsicherte, verwirrte und mich in die Lage eines ausgelachten Jungen brachte, der nicht wusste, wohin mit seinen Händen, sodass ich mich aus Unbehagen bückte und begann, die Enden der Decke glatt zu ziehen, als würde ich ein Bett machen. Unbeholfen zog ich mich aus. Doch dann tat die Natur das Ihre und die Erregung löste die Scham ab. Kristinas Körper – ein gestimmtes

Instrument – empfing mich ohne Protest, aber auch ohne Enthusiasmus. Ich spürte einen Anflug aggressiver Begierde, als ich in sie eindrang wie durch eine weit geöffnete Tür. Ich wollte von ihrem Schmerzensreif fest umschlossen sein, denn sie hatte mit Leo die Genussschwelle schon überschritten, und ich konnte sie nur noch mit Grobheit dazu zwingen, mich bis zum Ende in sich hineinzuziehen und die Pferdebox mit Schreien auszufüllen. Allegra war unruhig geworden. Sie stand auf und setzte sich wieder.

„Sie fohlt“ sagte Leo.

Ich warf einen kurzen Blick auf die Stute: Allegras Bauch war schweißbenetzt; sie stand wieder auf, begann zum Schwanz zu sehen und mit den Beinen zu scharren.

Leo stand in der Grätsche über Kristina und erleichterte sich über ihren schlafwandlerisch halb geöffneten Lippen, als ob er mit seinem Beispiel sagen wollte:

„Na, komm schon!“

Ihr entfuhr, wie ein Seufzer der Überraschung, eine flache Welle des Genusses, die in mir eine krampfhaftige Antwort hervorrief. Die weinerliche Schwäche, die ich dabei empfand, bestürzte mich. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, wie zart, verletzlich, klein und leicht beherrschbar ihr Körper war. Ich wollte, dass sie nur mir gehörte. Und plötzlich wusste ich, dass ich sie davon überzeugen konnte, sie mit Worten gewinnen und dazu bringen, Partnerin in meinem und nur meinem Spiel zu werden. Sie konnte nicht ahnen, wie viel Dunkelheit sich unter der Maske des Goldjungen verbarg, wie viel unterdrückte Leidenschaft durch Erziehung und Predigten der Schwarzkittel in mir steckte und wie gern ich ihr das alles zeigen wollte. Und wenn ich es ihr zeigen würde, das wusste ich, dann würde sie für immer bleiben – als Sklavin – und freiwillig.

In nur wenigen Situationen in meinem Leben schien es mir, dass ich mein Vorbild übertroffen hatte. Diese Augenblicke merkte

ich mir, auf sie war ich stolz, bewahrte sie auf und analysierte sie nachträglich, Stück für Stück. Auch wenn es nicht so aussah, wenn es schien, als ob ich an diesem Winterabend als zufälliger Beobachter mit den beiden getanzt hatte, ich mehr Voyeur ihres Spieles als Beteiligter an ihrem Genuss war – der Sieg war mein. Ein stiller Sieg. Ich war jenes schwache Glied, weswegen die Kette ihrer Beziehung nachgelassen hatte. Nach diesem Abend konnte das Verhältnis zwischen Leo und Kristina nicht mehr das selbe sein. Der Zauber war verschwunden. Das Vertrauen war zerrüttet und sie sah ihn mit verletzten Blicken an, die er bemerkte, aber er wollte nichts erklären, er tat so, als gehe es ihn nichts an.

Mein erstes Eindringen in Kristina konnte man leicht als gewöhnlichen, nichtssagenden Geschlechtsakt sehen, doch für mich war es eine Wende gewesen. Und erst als ich später darüber nachdachte, verstand ich, wie viel er mir bedeutete und wie wenig Zeit zwischen dem Mord an der alten Molitor und diesem Ereignis vergangen war. Es war ja nicht einmal ein Monat vergangen und mein anderes Ich – der Mann aus Baden-Baden, gnadenlos und zu allem bereit – war schon in mir, als ich unterwürfig verwirrt die Pferdedecke in Leos Stall glättete. Ich begriff damals, denke ich, zum ersten Mal, dass ich nicht gemeinsam mit Leo als sein Freund fickte, sondern mit seiner Genehmigung, als Sohn des Stallmeisters. Mein erster Auftragsmord war meine Initiation in eine Welt jenseits von Gut und Böse. Die Arbeit für die Abwehr war für mich keine patriotische Pflicht, sondern etwas, von dem ich immer geträumt hatte – die Möglichkeit, in die Elitetruppe der Zukunft Eingang zu finden; die Möglichkeit, den Raum verschobener Grenzen zu betreten, wo andere Moralvorstellungen gelten, wo Tabus im Namen der ungeahnten Freiheiten einer neuen Welt gebrochen werden, in der, aufgrund der Natur der Dinge, nach der Eliminierung der Schwachen nur die Stärksten aus dem Vollen schöpfen werden. Erst später, als die Charade von Prozess gegen

Carl Hau wegen des Mordes an der Molitor begann, als ich ihr Herz in einem Formalinbehälter sah, zeremoniell auf den Tisch des Richters gestellt und natürlich ein Kreuz – das Kreuz an der Wand des Gerichtssaales, zusammen mit dem Bild des Kaisers – da begriff ich, dass es mein Schicksal war, über meine Zeit hinauszuwachsen. Der Gedanke an das zerschossene Stück Fleisch und die unbeschreibliche, blutige Lüge, die dieser menschliche Rest symbolisierte – bestärkte mich in dem Glauben, dass es besser ist, in der Zeit der Lügen zu töten, als darin im Einklang mit ihren Gesetzen zu leben.

Viktor musste sich leider eingestehen, dass er Franz' Rebellion gegen Autoritäten verstand, das unbeschreibliche Bedürfnis, zuerst mit privaten Idolen abzurechnen und dann alle gesellschaftlichen Totems zu stürzen und ihnen brutal und schamlos alle Löcher zu befühlen.

Viktor sah sich wegen eines ähnlichen Bedürfnisses Schwierigkeiten ausgesetzt. Sein Atheismus hatte ausgerechnet vor dem Abitur überhandgenommen. Im Gymnasium in Sarajevo hatte er einen Studentenprotest gegen die Art organisiert, wie Religion unterrichtet wurde und deshalb hatte man ihm das Recht entzogen, in dieser Stadt weiter zur Schule gehen zu dürfen.

„Wer protestiert?“, fragte er sich in seinen *Aufzeichnungen* einige Jahrzehnte nach diesem Ereignis und gab auch gleich selbst die Antwort: „Es lehnt sich nur derjenige auf, der unterdrückt ist und diese Reaktion kann tatsächlich nichts Anderes als purer Instinkt sein.“

Sein Atheismus war letztendlich keine Auflehnung gegen Gott, sondern eine Rebellion gegen die Xenophobie der Interpretatoren göttlicher Gesetze, ein Aufstand gegen die schlächterischen Verfechter des Rechts, das Universum

mit dem Messer im Namen eines Glaubens und eines Volkes zu zerstückeln. Das Sarajevo, das er liebte, in dem er aufgewachsen und mit dem er verwachsen war, das ihn angeblich wie eine Mutter in ihren Schoß aufgenommen hatte, hatte ihn nie ganz als den seinen akzeptiert. Er brauchte lange, um das zu begreifen, um sich mit der Tatsache abzufinden, dass der Ausschluss aus der Schule nur die laut vernehmbare Bestätigung der Intoleranz war, und dass auf ihn und seine Familie von Anfang an, seit dem ersten Tag in Bosnien, der Stempel des „Zweifels“ gedrückt war. Sie waren gezeichnet für alle Fälle, präventiv, um sie im Auge zu behalten, um ihnen in jedem Moment auf die Spur kommen zu können, wenn es sein musste, und sie zusammenreiben könnte – all die verdammt fähigen Zugezogenen, deren Kinder sich eines Tages gegen Recht und Ordnung des Landes, das ihnen ein Dach über dem Kopf gegeben hatte, auflehnen könnten.

Viktors Vater Hermann Tausk war nach Sarajevo mit dem Glauben an die Habsburger Monarchie und ein liberales Kaiserreich gekommen, das ihm auch ermöglicht hatte, bis zur hohen Position des Druckereiamtvorstandes der Landesregierung Bosnien-Herzegowinas aufzusteigen, doch die Stadtbehörden hatten ihn als Fremden eingetragen, als er drei Jahre vor seinem Umzug in einem Hotel abgestiegen war und auf eine unerklärliche Weise war er das auch geblieben. Er konnte erfolgreich sein, er konnte eine führende Stellung innehaben, doch es war nicht einmal ihm selbst bewusst, dass er in dieser Stadt lediglich ein langjährig vorübergehender Gast war. So sehr Sarajevo ein Konglomerat der Unterschiedlichkeiten, die den Anschein der Toleranz bewahren mussten, um mit- und nebeneinander zu überleben, war und blieb, so verbarg

sich doch unter dem bunten orientalischen Teppich, der aus Abertausenden Volksfäden gewebt war, Dreck und nackte Erde: Jahrhunderte lang eingestampfter Gräberhumus. Im *Sarajevski list* stand am Sonntag, den 29. Dezember 1889, in zwei bosnischen Schriften, der lateinischen links und der kyrillischen rechts, zwischen den übrigen Nachrichten aus den österreichisch-ungarischen Ländern und der Welt – aus Sofia, Wien, Paris, London, Petersburg und Rom – in der ständigen Rubrik mit dem Titel „Ausländer in Sarajevo“, dass Hermann Tausk, Journalist aus Zagreb, im Hotel Europa Quartier genommen hat, außer ihm noch ein Hofmann, Handelsvertreter aus Reichenburg, sowie Dr. Glück aus Zenica, Damović, Gerichtsadjunkt aus Krakau, Sonnenfeld, Händler aus Visoki, Landvermesser Weiss aus Karlovac und noch ein paar Fremde, die im Hotel Austria abgestiegen sind.

Viktors Auflehnung gegen Autoritäten bezog sich zuallererst auf seinen Vater. Als dieser ehemalige Lehrer aus Žilina und später bekannte Zagreber Journalist, Schriftsteller, Redakteur und Übersetzer 1892 mit der ganzen Familie aus Kroatien nach Bosnien zog, war Viktor dreizehn Jahre alt und verspürte bereits den Widerstand gegen das despotische Familienoberhaupt. Während andere Jungen, besonders die ältesten Söhne, um jeden Preis „wie Papa“ sein wollten, schämte er sich, wenn jemand ihm mit dem väterlichen Nachnamen rief, weil er sich nicht damit abfand, so ein Tausk wie Hermann zu sein. Er nahm sich ständig unter die Lupe – suchte nach blutigen Spuren seines Erbes, so wie Tuberkulosekranke ängstlich ihr Taschentuch nach einem Hustenanfall begutachten. Viktor dachte, dass der Zerfall seiner Person nicht einfach von innen kam, sondern von doch tiefer aus der Dunkelheit – dass die Ursache für den

Zerfall in der verfaulten Substanz lag, die von Generation zu Generation übertragen wird. Wie wenig er auch die tierische Angewohnheit seines Vaters, sich seiner vom Gebären erschöpften Mutter als Objekt für seine Erleichterung zu bedienen, akzeptieren konnte, und so sehr er wütend war, wenn er sah, wie sie jeden Tag versuchte, sogar wenn es wegen Hermanns Leichtsinn kein Geld mehr gab und wenn sie an seinem Hemd den Duft einer anderen Frau bemerkte, die Kraft für den bürgerlichen Anschein zu wahren und die Maske einer gut frisierten herrschaftlichen Hausfrau im hochgeschlossenen Kleid aufzusetzen, die ihre Augenringe überpudert und mit einem krampfhaften Lächeln im Gesicht drei Ecken des Hauses auf ihren Schultern trägt.

Emilie Roth Tausk war eine echte jüdische dominante Mutter, die an Viktor, der kein besonders gehorsames Kind war, ihre angestauten Frustrationen und die ganze Energie einer unterdrückten Fraulichkeit, die das Haus nicht verlassen durfte, ausließ und die man nur ein wenig schütteln musste, damit sie in der verschlossenen Flasche ihres patriarchalischen Heimes heftig schäumte. Manchmal, wenn er ihr eine für fantasievolle, unruhige Jungen typische Enttäuschung bereitet hatte, schlug sie ihn wieder und wieder, in verzweifelten Wutanfällen, so lange bis ihr Arm vom Schlagen lahm wurde.

Viktor wiederholte stumm:

„Schau, was für eine du bist. Das bist du. Du. Du bist das. Da hast du's!“

Alles Mögliche steckte in dem Mantra, das er mit zuzammengebissenen Zähnen wiederholte: Vorwürfe, weil seine Mutter schwach war und ihre Aggression gegen ihn statt gegen seinen Vater richtete; Masochismus, ähnlich dem seiner Mutter, den er immer verachtet hatte und der

sich in Emilias dumpfen, servilen, ornamentalen Verstecken des Gesichts mit dem Unterarm darstellte, was ein Zeichen war, dass sie genug von Hermanns Ohrfeigen hatte und um seine Gnade flehte. In dieser Formel Viktors für das leichtere Ertragen des Schmerzes gab es männlichen Trotz und sadistische Schadenfreude darüber, wie erfolglos die Strafe war, die sie auszuüben versuchte, auch genoss er pervers die Rolle des kleinen Ersatzvaters – er übte schon die aufgedrängte Rolle des ältesten Sohnes im Haus ein, den man zwar noch immer schlagen durfte, der aber bald erwachsen und stärker sein würde und der im Inneren das Erbe seines hitzigen Blutes verspürt; der weiß, dass er schon bald zurückschlagen könnte, vielleicht sogar töten.

Dieses Gefühl war in Viktors Erinnerung eingebrannt: sie war lebendig, aber er versuchte, sie zu töten. Er erinnerte sich, wie er das elterliche Schlafzimmer betrat und vom Nachttisch auf Vaters Bettseite nahm er das große Foto mit dem Büstenporträt seiner schönen Mutter, als sie noch ein Mädchen war; er holte es aus dem Rahmen und stach mit einem Meißel auf die Stelle ein, wo er ihr Herz vermutete. Später traute er sich nicht, ins Zimmer hineinzuschauen. Emilies Foto war in Wirklichkeit nur flach und kaum sichtbar mit einer Nadel angeritzt. Alles andere war nur Viktors Weiterspinnen des archaischen Traums von Rache.

Schon in diesem jungen Alter hatte er die Kraft, die widersprüchlichen Impulse in sich zu überwinden und dem Problem aus der einzigen Position heraus zu begegnen, die ihm richtig schien, und das war die direkte Auseinandersetzung mit dem Despoten, die Verteidigung der schwachen und unterdrückten Mitglieder seiner Familie. Zur lauten Auseinandersetzung war es nicht sofort gekommen. Der ging eine Phase voraus, in der Hermann die „Verschwö-

rung“ seines ältesten Sohnes zu bemerken begann. Noch war nichts ausgesprochen, es war nur eine andere Atmosphäre und häufigere Blickwechsel der Hausbewohner bemerkbar. Der Vater ahnte die verdeckte Machtverschiebung und beschuldigte den Sohn offen, „hinter seinem Rücken zu agieren“. Viktor blieb nichts Anderes übrig, als einen direkten Streit anzufangen, der in ein chronisches gegenseitiges Übelnehmen überging und auch nach Hermanns Tod nicht endete; im Gegenteil, es verwandelte sich in Vorwürfe an den Geist des Vaters, es nahm morbide Züge eines Gespräches mit einem Toten an, den Viktor gleichzeitig liebte, verachtete und hasste – beinahe wie sich selbst. Als Hermann starb, wurde Viktor plötzlich bewusst, dass er alles, was von seinem Vater auf dieser Welt übrig geblieben war, von diesem Moment an im Spiegel finden konnte, am frühen Morgen, wenn er sich rasierte und dabei aufmerksam und kritisch das eigene Gesicht analysierte und über die Niederlagen nachdachte, die all seine Triumphe übertrafen.

Ein Verlangen nach Rache, so stark, dass es in ihm Übelkeit hervorrief, überkam Viktor auch während er die Auszüge aus den *Aufzeichnungen* las, die sich mit der Person Franz Lautner befassten. Er kam sich selbst in der Rolle des Zuhörers von Franz' Beichten elend vor. Lautner hatte „Gott verloren“, das sagte er zumindest, aber er schien absichtlich mit seinem heuchlerischen Verhalten zu provozieren und versuchte, zwischen sich und dem Arzt das Verhältnis eines katholischen Gläubigen und seines Beichtvaters aufzubauen, ihn dazu zu zwingen, ihm eine heilsame Buße zu verschreiben oder ihn von seinen Sünden freizusprechen. Viktor brach die Therapie auch dann nicht ab, als seine damalige Verlobte ihn mit Franz betrogen hatte. Vom Betrug erfuhr er im Laufe einer psychoanalytischen Sitzung, und

das auf eine Art und Weise, die seine Vermutung bestätigte, dass Franz bewusst provozierte, um zu sehen, wo die Grenzen seiner ärztlichen Professionalität lagen. Er beschloss, in Lautners Fall die so genannte Regressions-Hypnotherapie anzuwenden und durch das Einführen des Patienten in einen tiefen Zustand eingeschränkten Bewusstseins, ihn dazu zu bringen, verschlossenes Erinnerungspotential zu aktivieren und vergangene Ereignisse auf der Zeitleiste so präzise und detailgetreu wie möglich zu ordnen. Freud hatte zu jener Zeit bereits aufgehört, Hypnose anzuwenden, die er an der Pariser Nancy-Schule studiert hatte; bei ihm hatte sich die erste Begeisterung für diese Technik schnell gelegt und er war der Ansicht, dass nur ein eingeschränkter Einsatz der hypnotischen Suggestion in Verbindung mit psychoanalytischen Methoden zu Resultaten bei der Arbeit mit Patienten führen kann. Was Viktor anbelangte, im professionellen Sinne teilte er Freuds Meinung, aber er hatte größere Erfahrung in der Arbeit mit schweren Fällen als der Große Lehrer, zunächst in der Ambulanz der neurologischen Von-Horvath-Klinik in Wien, dann in der psychiatrischen Klinik der Wiener Universität, beim berühmten Professor Julius Wagner-Jauregg und schließlich in der psychiatrischen Abteilung des Lubliner Militärkrankenhauses. Wahrscheinlich konnte und wollte er sich im Umgang mit seinen Patienten nicht strikt an einen Weg halten, den er zuvor in der Theorie eingeschlagen hatte. Er hatte die Möglichkeit der Abweichung vom Vorhergesehenen offen gelassen, sogar eine völlige Abwendung. Beim Patienten Franz Lautner hatte er außerdem ein zusätzliches Motiv für einen unorthodoxen Ansatz: persönliche Neugier, vermischt mit Hass. Rachedurstig suchte er den schwächsten Punkt – die statisch günstigste Stelle, auf die er – in sym-

bolischem Sinne – mit seinem Reflexhammer schlagen und die Schutzmauer von Lautners Person in tausend Stückchen zertrümmern konnte. Er wollte ihn in seine Bestandteile zerlegen, wie ein Uhrmacher eine Uhr, aber es war nicht seine Absicht, das Gefundene zu reparieren, wie sonst in den zahlreichen Fällen, in denen er das Wohlergehen des Patienten an die erste Stelle setzte und der Humanität vor den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung den Vorrang gab. Er hatte die Absicht, Franz zu „zerlegen“ und ihn in Teilen liegen zu lassen. Er dachte, das wäre die verdiente Strafe für alles Böse, das dieses Glückskind, dem Viktor den Namen „Franz im Glück“ gegeben hatte, indirekt oder direkt verursacht hat, zu Lasten und auf Kosten anderer, und es dabei wie durch ein Wunder geschafft hatte, Sanktionen zu entgehen. Die wahren Gründe, aus denen Franz seinen besten Freund vernichtet hatte, waren Neid und persönliche Befriedigung; die endgültige Befriedigung seiner Eitelkeit, die nicht gänzlich erreicht werden konnte, solange Leo am Leben war, aber seine Ausrede war, er würde das alles tun, um Kristina zu retten. Die ärztliche Ethik hinderte Viktor daran, zum Kommandanten der Garnison zu gehen und vom Betrug an Leo zu erzählen. Später tat es ihm Leid, dass er versuchte hatte, das Militärgericht davon zu überzeugen, dass Leo Dietzinger lediglich aufgrund seiner durch Kriegstrauma verursachten psychischen Krankheit freigesprochen werden sollte, er hatte nicht auf die richtige Art und Weise interveniert, hatte die Wahrheit nicht gemeldet, die auch eine materielle Bestätigung in Form von Franz' Geständnis während der Sitzung in den *Aufzeichnungen* hatte. Es war jedenfalls zu spät: Leo Dietzinger hatte als angeblicher Spion schon den Galgen geziert. Der Blick auf den Körper dieses mutigen und würdevollen Menschen im Au-

genblick als er in der letzten Erniedrigung seines Lebens die Beine ausstreckte, rief in Viktor eine mitleidige Reaktion hervor, von der ihm übel wurde. Schon viele Male hatte sich ihm der Magen vor Verachtung umgedreht, die so tief war, dass sie sich in körperlicher Schwäche niederschlug, doch der ungerechtfertigte Tod Leo Dietzingers hinterließ in ihm einen bleibenden Eindruck, verursachte einen Zustand ständiger Übelkeit, die so lange andauerte, bis Viktor sich entschloss, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Ein Schuss mit sicherer Hand aus einer Offizierspistole in die Schläfe wäre vollkommen ausreichend gewesen, das wusste er, als er einige Jahre später seinen Selbstmord plante, doch er wollte sicher gehen, dass das Ende auch das Ende war und deshalb tauchte in seinem letzten Gruß, den sein Bewusstsein an diese Welt richtete, das Bild von Leos Hinrichtung auf und Viktor vollführe ein symbolisches Ritual zu seinen Ehren: Mit völligem, man könnte sogar sagen, ruhigem Ekel vor der Zeit, in der er sein sinnloses Leben durchlebt hatte, machte er eine Schlinge aus der Vorhangskordel, lege sie um seinen Hals und stieg auf das Fenster.

Franz L. saß mir gegenüber auf einem niedrigen Holzocker, notierte Viktor in den Aufzeichnungen unter dem Datum 25. April 1916. Sein Blick war leer, denn er hatte gerade die Phase des besessenen, fieberhaften Sprechens beendet. Seine Schultern zitterten kaum merklich und vor seinem blauen Auge, das in die Wand über meinem Kopf vertieft war, glitt das letzte der Bilder vorbei, von denen er Zeugnis abgelegt hatte: Als ob es ins Unendliche reisen würde, verkleinerte es sich bis zu einem unsichtbaren Punkt auf dem Horizont seiner Gleichgültigkeit.

Ich hatte in ihm eine Rückwärtsbewegung auf der Zeitleiste herbeigeführt und begleitete ihn auf einer geistigen Reise in die

Vergangenheit, die mich mehr erschüttert hatte als ihn. Ich stellte fest, dass ich an dem Punkt angelangt war, an dem ich die Regressions-Hypnotherapie hätte abbrechen müssen, die einen Monat gedauert hatte, mit täglichen Sitzungen, von denen die meisten mehrere Stunden und die längste einen Tag dauerten. Da der Patient den Anstrengungen der Auseinandersetzung mit vergangenen Ereignissen zu lange ausgesetzt war, führte dies zur Verschlechterung seines Zustandes, was in gewissem Maße auch zu erwarten war, nachdem die Therapie ohne Lenkung mithilfe von filternden Suggestionen in die zuvor abgesprochene Richtung fortgesetzt worden war. Suggestive Fragen wurden ganz ausgelassen, um die Gefahr der Pseudoerinnerung auszuschließen.

Viktors Notizen von den psychotherapeutischen Sitzungen waren in der neutralen Sprache der Wissenschaft verfasst, aber in den *Aufzeichnungen* blitzte hier und da, wenn auch sehr selten, sein Sinn für schwarzen Humor auf, den Viktor von Hermann geerbt hatte. Gegen Ende einer erschöpfenden Therapiesitzung, die unglaubliche sechzehn Stunden gedauert hatte, holte Franz, übermüdet und hungrig, aus seinem Erinnerungsfundus sogar eine, für den Verlauf der Therapie völlig belanglose, Erinnerung an ein Essen hervor, so reich an Einzelheiten, dass auch Viktors Appetit geweckt wurde und vorübergehend kehrte auch seine gute Laune zurück. Er meinte, er könnte trotz aller Schwere, manchmal auch Tragik der Probleme aus dem während seiner Hypnosebehandlungen gesammeltem Stoff leicht eine Humoreske schreiben. Und zwar nicht nur aus den komischen Momenten mit den Patienten, sondern auch aus solchen, in denen er selbst als Therapeut in absurde Situationen gebracht wurde und einfach kein ernstes Gesicht wahren konnte. Er kam sich selbst wie ein übereifriger Wissenschaftler-Seefahrer vor, der an der

Küste einer Neuen Welt an Land ging und der Unbekannten Welt um jeden Preis einen bekannten Namen geben wollte. Es gab etwas Komisches im psychoanalytischen Abtasten des Dunklen in Seelen, in der Eitelkeit des Therapeuten, der nicht zugeben will, dass er im Dunkeln tappt, der stattdessen lieber die Larve eines allwissenden Arztes aufsetzt und mit einer mürrischen Maske, die aus Angst vor dem Verlust seines Ansehens zugefroren ist, herumstolziert.

Und wo ist jetzt der Unterschied zwischen mir und einem bosnischen „Volksarzt“?, fragte sich Viktor. Einer der seltenen Gymnasiallehrer, der ihm nicht in schlechter Erinnerung geblieben war, Emilian Lilek, sammelte Material über religiöse Bräuche in Bosnien-Herzegowina und während er an seinem Buch arbeitete, fragte er unentwegt seine Schüler, besonders diejenigen, die aus abgelegenen Dörfern stammten, ob sie etwas über Heilungen mit Feuer und Steinen oder Gaben an das Wasser „für die Gesundheit“ gesehen hätten. So landete auch die Schilderung des Gymnasiasten Tausk im Buch des Professors – eine kurze, aber beeindruckende Darstellung von nur wenigen Zeilen, in der beschrieben wird, wie ein Bauer drei Steine ins Wasser warf, bevor er sein Pferd am Wasserfall Skakavac tränkte und bevor er selbst trank, noch vier weitere.

Dies war eine der ersten Begegnungen Viktors mit der Seele Bosniens, kurz nachdem seine Familie aus Zagreb nach Sarajevo gezogen war. Die Szene, die er gesehen hatte, blieb für immer eingeprägt in seinem Inneren, lebhafter als eine Fotografie; wie ein Bild, das einen Duft in sich birgt und immer bergen wird, zusammen mit dem Winkel, unter dem an jenem Tag das Licht auf den Wasserfall fiel und dem Hauch des Windes, der das Laub zittern ließ und den Ringen, die sich um die Kieselsteine bildeten, wenn das

Wasser sie verschlang. Jeder Mensch merkt sich gewisse Szenen, die an und für sich weder bedeutend noch dramatisch sind. Diese Szenen bringen scheinbar nichts in unsere Leben und nehmen auch nichts weg, und doch überraschen, bezaubern sie uns und wir meinen, sie schon gesehen zu haben, sie wahrscheinlich sogar in mehreren Leben nacheinander durchlebt, vergessen und wie durch ein Wunder wiedererkannt zu haben. Ein Steinchen bricht vom Felsen ab und wälzt durch den Fall eine ganze Erdlawine auf sich; so wirkte auf Viktor der Anblick dieses einfachen Mannes, der am Wasserfall jenes ungewöhnlich Ritual vollführte. Sogar einem dreizehnjährigen Jungen, der Viktor damals war, schien diese Handlung unsinnig, ohne praktischen Nutzen und Logik.

„Was macht er da?“, fragte er seinen Vater und Hermann antwortete:

„Das gleiche, was auch sein Alter getan hat, wenn er hier vorbeigegangen ist.“

„Und warum?“

„Weil so der *Adet*, der Brauch, ist. Jedes Volk sucht seine Sitten.“

Hermann erklärte Viktor, was ein *Adet* ist und riet ihm, seine Nase nicht in andere Leute Angelegenheiten zu stecken. *Achte den Anderen, dann wird der dich auch achten*, war eins der Sprichwörter, das Hermann oft wiederholte.

Es gibt Dinge, von denen Menschen jeder Konfession, sogar solche, die überhaupt nicht glauben, das Bedürfnis haben zu sagen, dass sie heilig sind, dachte Viktor, als er sich an den Ausflug nach Skakavac und die Schönheit jener heilkräftigen Gegend erinnerte. Vor seinen Augen erschienen wild wachsende Hopfenbuchen an senkrechten Schluchten und dicht gesetzte Rotbuchen an sanften

Berghängen; er dachte an Lebermoos und Schwalbenwurz-Enzian – Pflanzen, die das orthodoxe, katholische und moslemische Volk vom Babina-Bach bis zum Wasserfall Skakavac sammelte. Es fielen ihm auch die heilsamen Märzschnecklinge und Mairitterlinge ein, Morchel, Pfifferlinge, Riesenschirmlinge und deren giftige Sippschaft: Mehlpilze und Satans-Röhrlinge, die das Volk auch Teufelspilz nennt. Es kehrten auch die Vögel aus seiner Kindheit zurück: der Wanderfalke und die Waldschnepfe; es rauschte die wundersame Quelle unter Vranjska stijena und der heilkräftige Bukovik. Er erinnerte sich an die Frauen: tuchbedeckte Orthodoxe, stierende Musliminnen und betagte Katholikinnen mit Kopfbedeckungen, die feierlich an zwei Enden geknüpft waren. Alle miteinander hatten, wenn die Not sie drückte, Genesung im Moscheebrunnen von Koševa gesucht und nachdem sie ihr Gesicht gewaschen hatten, gaben sie dem „See“ ein paar Münzen. Er erinnerte sich an den Lichtfreitag, den ersten Freitag nach dem „Julianischen Osterfest“. An diesem Tag versammelte sich die orthodoxe Bevölkerung im Morgengrauen und ging gemeinsam zur Quelle Pjenkavac bei Bendbaša, dort wusch man sich die Gesichter und trank Wasser, und wenn es ein schöner Tag war, gab man sich der Muße hin und vergnügte sich, so wie es bei ihnen Brauch und Sitte war. Er erinnerte sich auch daran, wie man Geschirr im Hof vergrub, um es von der sündigen Berührung von Fleisch und Milch zu reinigen, und an die Geschichte vom Brand im Stadtzentrum, bei dem der „Jüdische Kortiž“ in Flammen aufging und nieder brannte, der Stadtteil, den die übrigen Bewohner von Sarajevo „Der große Hof“ nannten und wo bis zur Feuersbrunst im August 1879 auf einem Haufen die weniger wohlhabenden Sepharden gelebt hatten.

Viktor machte sich immer, wenn er eine geistige Krise durchmachte, angeblich auf den Weg nach Bosnien und schrieb darüber an seine Schwestern und Brüder, doch es war kein Ausdruck seines ehrlichen Wunsches, Sarajevo wiederzusehen, sondern die Vorbereitung einer imaginären Rückkehr zum Ort des Abschiednehmens von der Vergangenheit. Die Stadt seiner Jugend wurde zum Teil des Rituals, im Laufe dessen er langsam, durch mehrere Lebensetappen, mit der Idee eines endgültigen Lebwohls eins wurde.

(S. 160-181)

Aus dem Kroatischen von Blažena Radas
Überarbeitet von Marijana Miličević Hrvić

SIBILA PETLEVSKI

Tabu II:

Wir hatten es so schön!

II. DREH DICH NICHT UM!

„Ich werde bei Vater als Buchhalterin arbeiten“, beschloss Martha, nachdem sie nach Wien zurückgekehrt waren. „Ich finde mich schon zurecht. Und solltest du überhaupt etwas verdienen, und sollte dazu noch etwas übrigbleiben, schick es bitte den Kindern“, sagte sie mit zusammengepressten Lippen. „Zieh aus, wenn du musst. Geh und suche dein Glück, denn so kann es nicht mehr weitergehen. Wir quälen uns nur gegenseitig. Du und ich“, da hielt sie inne und blickte schräg nach oben, zu einem Punkt an der Decke, als könne man Tränen mit demselben Trick zurückhalten, wie Niesanfalle. Es gelang ihr, die Fassung zu bewahren. „Nimm dir einstweilen eine Garçonnière. Später sehen wir weiter.“

Der Familienmensch Viktor hatte sich schon bald in einen Bohemien verwandelt. Die Gesellschaften rieben ihn auf, sein innerer Dämon aber sprach ständig zu ihm: *Wann denn, wenn nicht jetzt?* Menschen, die verschiedenes wissen, über Intelligenz, Feinfühligkeit und Wissensdurst verfügen, können, statt zu „universellen Genies“, nur allzu leicht zu Taugenichtsen werden. Seine Gesellschaft wurde immer

größer. In seiner unordentlichen und stets unterkühlten Junggesellenwohnung besuchte ihn des Öfteren ungebeten seine Wirtin und schüttete, noch an der Tür stehend, bevor sie Viktor, der meist am Schreibtisch saß und schrieb, überhaupt sehen konnte, eine Lawine von Einwänden gegen ihn aus, wobei sich der wichtigste auf das unpünktliche Zahlen der Miete bezog, gefolgt von seiner Unordentlichkeit, den leeren Flaschen, die überall herumstanden, sowie den ständigen Beschwerden des Zimmermädchens, Viktor würde ich unanständig Angebote machen und ihr an den Hintern fassen, wenn sie sich bückte. In diesem Zimmerchen, in dem, nebst Tisch und Bett, außer der bereits erwähnten leeren Flaschen, auch eine Menge Bücher herumstanden, versammelte sich die junge, erst halbwegs affirmierte intellektuelle Elite. Sie zogen ihre Mäntel niemals aus, knöpften sie nur auf, es gab unter ihnen aber auch Frauen, kluge junge Frauen, die ihre Hände an Tassen mit Tee und Rum wärmten, und so philosophierten sie alle zusammen bis spät in die Nacht. Manchmal wurden sie auch laut, im Eifer ihrer gelehrten Diskussionen, bei denen es schien, sie würden gerade in dieser Nacht das Schicksal der Menschheit lösen, während die Wirtin an die Tür hämmerte und vom Gang her rief:

„Das ist ein Bordell, ein Hurenhaus. Ja schämen Sie sich denn nicht? Ein Doktor der Jurisprudenz, verheiratet, und empfängt da irgendwelche Straßenmädchen und neunmal-kluge Jungfrauen, die herumschreien, während normale Menschen schlafen.“

„Was haben sie denn jetzt wieder an mir auszusetzen, gnädige Frau?“ wandte sich Viktor seelenruhig an sie.

Er ging an die Tür, und wenn die beiden sich Auge in Auge gegenüberstanden, zog die Wirtin sich zurück, schweigend,

denn sie wusste nicht, wohin sie ihren Blick wenden sollte, als hätte sie Angst oder würde sich schämen. Sie konnte im Flur toben, soviel sie wollte, solange sie ihn nicht sah, aber in seiner Gegenwart änderte sich alles schlagartig. Instinktiv verzog sie sich, wie ein Hund, der seinen Schwanz einzieht.

„Habe ich Ihnen für diesen Monat gezahlt? Habe ich! Na, bitte, dann haben wir nicht zu reden“, meinte Viktor kühl und schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

Stell dir vor, schrieb er an seine Schwester Jelka, ich kann von mir sagen, dass ich Anhänger habe. Diese jungen Menschen bewundern mich. Sie nehmen mich als Vorbild. Da haben sie aber den richtigen gefunden! Sie meinen, ich würde gut Geige spielen, gut schreiben, gut zeichnen, ich würde etwas vom Theater verstehen, sie schätzen meine Argumente und wir führen Diskussionen ohne Ende. Aber wo führt das hin? Diese Gesellschaften sind erschöpfend. Ich entleere mich in den Kurzschlüssen oberflächlicher Begegnungen, denn das sind doch alles nur oberflächliche Begegnungen. Geschwätz. Leere Präntensionen.

Manchmal fühle ich, ich würde Fortschritte machen. Es sind jene Tage, an denen es mir gelingt, meinen Rhythmus einzuhalten: früh aufstehen, frühstücken, Geige üben, Zeitung kaufen, lesen, schreiben. Ich schreibe viel, mein liebes Schwesterlein. Langsam erkennt man mich schon. Die Redakteure nehmen meine Artikel an. Ich warte, dass etwas davon veröffentlicht wird.

Und dann gibt es wieder Tage, da denke ich, alles sei nur ein Missverständnis gewesen. Ich fühle, ich habe nichts zu sagen. Um ehrlich zu sein, ich fühle gar nichts, nichts rüttelt an mir. Und Hugo, Marthas Bruder, du weißt ja, wie er ist, belesen, stets ironisch, er kennt mich besser, als ich mich selbst, liebt mich wie einen Bruder und ich liebe ihn ja auch, diesen faulen Narren, und dann denke ich mir, er hätte ja recht, wenn er halb zum Spaß, halb im Ernst zu mir sagt:

„So ein Scheißkerl wie du hätte doch Journalist werden sollen.“
Wenn ich könnte, liebe Schwester, würde ich in die Kolonie zurückkehren.

Egal, wo seine verschlungenen Pfade ihn gelegentlich auch hinführten, Viktors Weg war ein Weg ohne Wiederkehr. In seiner Wohnung stand mindestens ein zur Hälfte gepackter, oder zur Hälfte ausgepackter Reisekoffer. Er redet sich ein, diese stets bereitstehenden Reisetaschen könnten ihn über seine Unruhe und seine Nostalgie nach den Landschaften und Situationen, vor denen er geflüchtet war, hinwegtäuschen. Diese Unruhe spürte er im Magen: sie machte sich als ständiger Hunger bemerkbar, der durch nicht zu stillen war. Einzig seiner Schwester Jelka konnte er seine geheimsten Zweifel vorbehaltlos anvertrauen. An Martha schrieb er lange, traurige, verzweifelte Briefe, die jedoch so manches enthüllten, nur um durch ihre Wortgewandtheit jene Wahrheit verhüllen zu können, die er vor sich selbst verbarg.

An alle, mit denen er schriftlich verkehrte, wandte sich Viktor wie ein Schauspieler, der seine Rolle dermaßen gut vorbereitet hat, dass er aus ihr nicht mehr heraus kann. Nur sein Verhältnis zu Jelka war ein anderes. Sie vergötterte er; für sie fühlte er eine Zärtlichkeit, wie er sie für keine andere Person je fühlen konnte, vor allem nicht für eine weibliche. Das war schon immer so. Obwohl sie das jüngere Kind war. Sein Schwesterlein. Gewissermaßen war Jelka sein besseres, sanfteres Ich, in dem er Trost suchte und das er zugleich vor derben Enttäuschungen und unnötigen Leiden behüten wollte. Wo er sich selbst schon nicht retten konnte.

Es schien, als besäße sie eine geheime Kraft, die es ihr ermöglichte, einen Teil ihrer Heiterkeit und ihres unerschütterlichen Optimismus auf ihn zu übertragen. Jelka

war einzig in ihrer Art, hatte ihr Bruder Viktor bemerkt: jeder Mensch, wenn er über etwas stolpert, verspürt das Bedürfnis halt zu machen, sich umzudrehen, nachzusehen, was es ist, worüber er gestolpert war, sie aber drehte sich niemals um. In wörtlichem und übertragenem Sinne, sie stolperte, fiel hin, stand aber sogleich auf wieder auf und lief lachend weiter. Als sie noch ganz klein war, streckte sie sich so stark es nur ging, weil sie so verspielt war, dass sie nichts um sich herum sehen konnte. Stets mit erhobenem Kinn, als würde sie auf Wolken wandeln, stets mit wunden Knien, voller Schmutzreste und Kratzer, die – wenn sie vom ganztäglichen Spielen und Toben nach Hause kam – ihre Mutter behutsam abwusch und sie dabei tadelte. An diese Jelka erinnerte sich Viktor. Er wünschte, sie würde auch weiterhin so bleiben. Sie aber heiratete einen wohlhabenden Arzt in Bosnien, den sie nicht nur nicht liebte, sondern sich sogar vor ihm ekelte. Sie tat das auf Anraten ihres Vaters, nur weil der Mann „eine gute Partie“ zu sein schien. Ihre Ehe war eine Katastrophe und Viktors Schwesterlein versank zum ersten Mal sichtlich, ergraute, als sei sie von Staub befallen, denn das Zusammenleben mit diesem starren, altmodischen, als sie um soviel älteren Mann hatte Jelka – wie Viktor es ausdrückte – „die Flügel gestutzt“.

Komm, Schwester, komm zu mir nach Wien. Verlasse ihn. Dreh dich nicht um. Du hast das Recht, glücklich zu sein. Jeder hat das Recht darauf, nur machen wir von diesem Recht allzu selten Gebrauch. Denn stets haben wir etwas zu kalkulieren. Und wir haben Angst, wie jener reagieren wird, den wir mit unserem Recht auf Glück verletzen. Aber pfeif drauf, Schwester, was die Leute denken! Komm her! Sofort.

Jelka hörte auf Viktor. Sie brachte die nötige Kraft auf, ihrem Ehemann zu sagen, dass sie ihn verlässt. Sie war nicht

an materielle Dinge gebunden. Das Speisegeschirr, die Wäsche mit den Initialen, die ihre Mutter Emilie eigenhändig für sie gestickt hatte, ja sogar ihre gesamte Wintergarde ließ sie in der Stadt Glamoč in Bosnien zurück, was bei ihrem Mann, dem Ungarn Bodo, den Eindruck erweckte, sie habe ihm dadurch zu wissen gegeben, sie beabsichtige doch zu ihm zurückzukehren. Die fünfjährige Tatjana, die sie, wenn sie sich zurechtfinden würde, zu sich nach Wien nehmen wollte, brachte sie zu ihrer Mutter nach Sarajevo.

Jelka fiel Viktor nicht zur Last. Schnell hatte sie einen Anhaltspunkt gefunden. Eiligst belegte sie einen Kursus für Hebammen und fand Arbeit in einer Klinik. In der Zwischenzeit hatte sie eine Menge interessanter Menschen kennengelernt, die mit ihrem Bruder verkehrten. Ganz besonders gefiel ihr Ernst Gans, Gymnasialprofessor für Latein und Griechisch und leidenschaftlicher Sprachwissenschaftler, der dermaßen glühend über seinen Beruf zu reden wusste, dass sie den Eindruck bekam, Sprachwissenschaft sei kein langweiliges Gebiet, auf dem sich nur Bücherwürmer betätigen, sondern eine Art exotisches Land: wo auch immer man anfängt zu graben, stößt man auf ein Geheimnis, einen verborgenen Schatz, der die Wörter von alters her mit den Schicksalen der Menschen verbindet. Wie konnte Ernst doch nur wunderbar erzählen! Sie hatte den Eindruck, dieser Mensch könne sie hinführen, wo immer er wollte: sie war bereit, ihn ins Café gegenüber zu begleiten, oder aber in einen abgelegenen Teil der Welt, der nicht einmal auf Landkarten mehr existiert. In Ernst hatte sie sich sogleich verliebt, seinen Zwillingsbruder Camillo jedoch ebenfalls lieb gewonnen. Dieser war ein Kollege noch aus Viktors Studienzeit, ein Rechtsanwalt von fröhlicher, verspielter Natur, mit dem Jelka sich leicht identifizieren

konnte. Die beiden Brüder waren unzertrennlich, sodass sie begann, mit beiden auszugehen. Eigentlich war es eine große Gesellschaft, der gerade Jelka durch ihre Ankunft in Wien etwas hinzuzufügen vermochte, was ihr bis dahin gefehlt hatte. Durch den gesunden Menschenverstand einer Frau, die eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen absolviert hatte und jeden Tag viel las, jedoch ohne jegliche Präensionen oder das Bedürfnis, ihre Klugheit stets unter Beweis stellen zu müssen, fügte sie diesem leicht blasierten Kreis junger Menschen Ehrlichkeit und Freude hinzu. Sie verkörperte eine unglaubliche Verbindung von Lebenserfahrung und Naivität, die sich in ihrem ewigen Staunen zeigte. Sie war allem neuen gegenüber offen und imstande, in kleinen Dingen Genuss zu finden. Sie unterschied sich von ihnen allen – wurde von ihnen aber warmherzig und ohne Vorurteile aufgenommen, denn sie hatten alle sogleich, schon bei ihrer ersten Begegnung, begriffen, warum Viktor sein Schwesterlein so lieb hat: ihre Freude war einfach ansteckend.

Sie konnte ihr Lachen einfach nicht unterdrücken: dabei bekleckerte sie sich mit Suppe wie ein kleines Kind. Die Gebrüder Gans sahen einander ähnlich wie ein Ei dem anderen. Es war nicht das erste Mal, dass ihr das aufgefallen war, aber an diesem Abend saßen die beiden ihr im Wirtshaus gegenüber und betrachteten sie mit Vergötterung, die Köpfe leicht zur gleichen Seite gesenkt. Der gelbliche Schein der Lampe, die niedrig über dem Tisch hing, fiel auf ihre seligen Gesichter. Sie versuchten nicht einmal, ihre Hingabe zu verbergen: sie waren ganz in ihrer Macht und das kümmerte sie nicht im Geringsten.

„Salzburg ist doch gleich um die Ecke. Sollen wir uns morgen in den Zug setzen? Wir könnten bis Sonntagabend

bleiben“, schlug Ernst vor. „Wir steigen hinauf, auf die Festung Hohensalzburg, dann zeige dir das Palais Mirabell – es ist nicht weit. Und dort ist auch der Dom. Und hübsche, verbogene Winkel, Gassen, Wirtshäuser. Einfach prächtig. Und dann noch das Haus, in dem Mozart gewohnt hat. Der Arme, die Salzburger waren ihm so abgrundtief verhasst, aber wir werden die Stadt genießen. Das verspreche ich dir.“

„Nur wir beide?“, fragte Jelka.

Ernst wurde verlegen, aber Camillo machte sogleich eine seiner gewohnten unangebrachten Bemerkungen:

„Er ist doch ein paar Minuten älter, also wird er wohl Vorrang haben. Er hat als erster den Weg freigemacht, ich hatte es später leicht. Ich wusste gar nicht, was mit mir passiert war. Ich bin nur herausgerutscht. Verrückt und verwirrt. Und ich habe mich, Gott sei Dank, nicht geändert. Ich bin immer noch verrückt – nach dir, meine liebste Jelka, aber Ernst hat schon lange vor, dir etwas Ernsthaftes vorzuschlagen und das kann er eben nur, wenn er mit dir allein ist.“

„Dass du aber auch alles vermässeln musst, Camillo. Jede Überraschung. So ist er, seit ich ihn kenne“, machte Ernst sich über seinen Bruder lustig. „Alle Weihnachtsgeschenke hat immer er vorzeitig ausgepackt und ehe wir anderen uns versahen, saß er schon im Stroh, unter dem Weihnachtsbaum, schälte Orangen und aß Süßigkeiten umgeben von Geschenkpapier.“

„Aber deine habe ich nie angerührt“, fügte Camillo hinzu. „Ich hatte immer einen Sinn für Gerechtigkeit. Wenn ich nicht wüsste, wie verdorben meine Kollegen doch sind, würde ich sagen, ich sei vorbestimmt gewesen, Rechtsanwalt zu werden.“

* * *

Und so war, zu allem Übel, Jelkas Ansichtskarte aus Salzburg mit Grüßen an die Familie in Sarajevo angekommen. Vater Hermann kochte vor Wut:

„Ich mach mich jetzt auf dem Weg nach Wien, und geb ihm ein-zwei Ohrfeigen, aber ordentliche. Kaum, dass wir die eine Schande grade noch irgendwie überstanden haben. Ja, welche Frau verlangt denn heutzutage, sich scheiden zu lassen? Welche? Und jetzt auch noch das... Meine Tochter wird so einen Menschen nicht heiraten. Ich mach mich auf den Weg nach Wien und er kriegt so a Watschen von mir... Nein, meine Tochter wird so einen nicht heiraten, das sag ich euch. Nein, wird sie nicht und Schluss.“

Aber Jelka befand sich bereits außerhalb des „Zuständigkeitsbereichs“ ihres Vaters. Genauso hatte sie sich ausgedrückt:

„Ich bin doch nicht von gestern. Ich bin nicht mehr in deiner Zuständigkeit, Vater. Ich danke dir für alles, was du mir gegeben hast, aber weiter ist es mein Weg, nur meiner. Da kannst du nichts mehr machen.“

Bereits 1912. wurde ihre Ilka – die in der Familie Tausk bei ihrem slawischen Namen Jelka gerufen wurde – offiziell Frau Gans. Ernst hatte sie geheiratet, die drei lebten jedoch zusammen; Camillo wurde Teil dieses ungewöhnlichen Dreiers, der in Jelkas Familie nur Bestürzung und Betroffenheit hervorrief. Doch was konnten die Tausk anderes tun, als die Dinge hinzunehmen, wie sie waren. Sie gingen doch ständig irgendwelche Kompromisse ein, schon merkten sie gar nicht mehr, in welchem Maße sie sich anpassten, wie stark sie, zum Beispiel, ihr Judentum unterdrücken, es immer mehr ins Intime verdrängten, auf die Ofenbank ihres

„trauten Heimes“, gerade um das traute Heim zu bewahren, um alles zu überstehen, sich anzupassen, akzeptiert und gemocht zu werden.

„Mein liebstes Schwesterlein, ich bin so glücklich deinetwegen. Es steckt mehr Kraft in deiner weiblichen Starrköpfigkeit, als in allen Männern unserer Familie zusammen. Ich bin so froh, dass du dich von der Kette losgerissen hast. Und wir Schwächlinge müssen immerzu etwas beweisen, Vater, Mutter, einander und sich selbst. Immerzu wetteifern wir miteinander, streiten und bleiben durch diesen Streit gehemmt; Sklaven unseres Widerstands, Sklaven unserer Ehre, Sklaven unserer großen Gesten. Stets blähen wir uns auf. Und sind dabei nicht imstande, die Nabelschnur durchzutrennen. Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Einzig du konntest dich in dieser Familie bisher retten. Vielleicht wird es noch jemandem gelingen, ich bezweifle es aber. Ich kenne unsere Mentalität. Ich bin dafür das beste Beispiel.“

Viktor fürchtete den Hermann in sich selbst. Von ihm hatte er viel mehr gelernt, wie es „nicht gehen soll“, als wie es „gehen sollte“, und sobald er sich reif genug wähnte, sobald er im physischen und mentalen Sinn stark genug geworden war, begann er, sich ihm zu widersetzen. Er war der Meinung, er müsse sich selbst aussetzen, um die Familie vor den paradehaften Machtdemonstrationen des Vaters zu schützen. Hermann war ein unruhiger Geist und eigentlich lehnte sich alles in ihm gegen das ruhige Familienleben und all die kleinbürgerlichen Sitten auf, auf denen er so despotisch bestand, um – vor anderen, aber auch vor sich selbst – seine wanderhafte Natur zu verbergen und eine Schreckensherrschaft zu errichten; eine Ordnung, in der nur er das Sagen hat. Die Kinder hatten sich in ruhige

und aufrührerische geteilt, niemand konnte aber jemals so entschlossen an ihn herantreten, wie Viktor, sich mit Hermann auseinandersetzen, wie mit einem zürnenden Donnergott, und seiner Faust allein durch seinen Blick Einhalt gebieten.

„Er hat ihn so blutrünstig angeschaut“, kommentierte Nada, „dass es uns allen kalt den Rücken heruntergelaufen ist. Vater ebenfalls. Er griff nur schweigend nach seinem Mantel und ging auf die Tür zu.“

Bevor er hinausgegangen war, presste er noch hervor:

„Wer bist denn du, mir zu widersprechen? Hätte ich dich nicht durch Zufall aus meinem Rotz gemacht, würdest du heute nicht so mit mir reden. Du undankbarer Hund.“

Aber nichts war durch Zufall geschehen: Viktor spürte Hermanns Blut in sich und deshalb gab er sich alle erdenkliche Mühe, anders zu sein. Er verabscheute diesen „Rotz“, aus dem er entstanden war. Und wenn er sich diese riesige, nebenbei ausgestreute Kinderschaar ansah, seine Brüder und seine Schwestern, verspürte er ein tiefes Schamgefühl, Hermanns Namen tragen zu müssen. Jeder Fluchtversuch vor Hermanns Mentalität, jede Abweichung von dem Vorbild, das ihm niemals Vorbild gewesen war, führte zu einem tiefen Erkennen, das für Viktor eine der schmerzhaftesten Erfahrungen war. Jeder Versuch, sich seiner Unruhe zu entledigen war vergebens, denn diese war mit ihm zusammen gezeugt und ihm bei seiner Geburt sozusagen als Wegzehrung mitgegeben worden. Diese Unruhe trieb ihn von Frau zu Frau, von Bett zu Bett. Ja hatte er denn tatsächlich geglaubt, dieses kopflose Ausforschen des Geschlechts von Gelegenheit zu Gelegenheit hätte ihm die Flucht ermöglichen können? Das bloße „Freiheitsnehmen“ würde ihn befreien? In diesen Jahren, von 1905, als er sich von

Martha getrennt hatte, bis 1908, als ihre Scheidung offiziell in Kraft trat, dachte er womöglich tatsächlich so. Aber bald schon hatte er begriffen, dass ihn das Verlangen, um jeden Preis etwas „vom Leben zu bekommen“ in den persönlichen Bankrott führt. Von schwacher Gesundheit, mit Lungenflecken und in einem Zustand allgemeiner Zerrüttung – wortwörtlich verbraucht – suchte er die Heilanstalt Ahrweiler am Rhein auf, jenes „Sanatorium für Nervöse“, über das er einen Artikel hätte schreiben sollen, und verwandelte sich dort aus einem Journalisten in einen Patienten. Er fragte sich, wie er seine Selbstsucht vor jenen, die ihn lieben, rechtfertigen sollte. Er wünschte sich, in seine Krankheit einzutauchen, in ihr diese Rechtfertigung zu finden. Andererseits verfügte er über zu viel kreative Kraft, um sich mit der Krankheit als Lösung abzufinden. Es verfolgte ihn das Epitheton „einfach genial“. Er löste Bewunderung aus, verachtende Blicke und Neid, wie der Großteil jener universalen Genies, die ihr Leben lang vom Unglück verfolgt werden, weil sie es nicht verstehen, die Fülle, über die sie verfügen, zu verbergen, woraus dann folgt, dass jene, mit denen sie leben und arbeiten, nicht wissen, wie und wo sie sie einordnen sollen. Um Erfolg zu haben, ist es am wichtigsten dazuzugehören – eingeordnet zu werden. Er konnte das nicht, nach keinem Kriterium. Zwitterhaft und ungläubig, ohne „nationale Vertikale“, ein aufgeklärter Wilder aus der Provinz, der in Wiener und Berliner Salons bravurös Geige spielt und als exotisches Exemplar von neugierigen Weltdamen gerne abgetastet wird, war er bereits so tief gesunken, dass er mit Pfeifen in Wirtshäusern sein Geld verdiente.

Die Alternative ist folgende: ich kann mich meiner Krankheit hingeben oder ich kann genesen. Ich weiß, was zu tun ist: ich

werde mich der Menschenliebe hingeben, andere heilen, weil es für mich keine Heilung mehr gibt.

Zu diesem Entschluss wäre er ohne Freuds Hilfe bestimmt nicht gekommen. Abermals ein Befehl. Abermals eine Vaterfigur. Aber jetzt war der Befehl endlich mit etwas verbunden, das Viktor sich seit jeher gewünscht hatte: sich der Medizin zuwenden! Freud war sehr daran gelegen, dass seine Anhänger die Grundlagen der Psychoanalyse als exaktem, wissenschaftlichem Zugang zur menschlichen Seele verfestigen. Deshalb musste der junge Tausk mit allen erdenklichen Argumenten dazu gebracht werden, sich der Verbreitung der neuen Disziplin würdig zu erweisen. Dieser Aufgabe konnte sich der junge Mann am besten als gelernter Arzt annehmen. Und so war der Herbst 1908 für Viktor ein Neuanfang. Er trennte sich vollständig von seiner Frau und seinem bisherigen Anwaltsdasein, wandte sich von der Kunst ab und begann, Medizin zu studieren. Es war kaum ein Jahr vergangen, schon nahm er an einer Sitzung der Wiener Psychoanalytischen Gesellschaft teil und trug dort seine erste Arbeit vor. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs machte er sein Diplom und begann in der berühmten Wagner-Jauregg-Klinik zu praktizieren. Die ersten privaten Patienten trafen bei ihm zur Analyse ein.

Wenn schon von Utopismus die Rede ist, alle in der Familie Tausk waren geneigt, sich bessere Welten vorzustellen, maßgeschneidert nach ihrer Vorstellungskraft, deren Grenzen und der Menge an Mut, die von der Phantasie benötigt wird, um Flügel zu bekommen. Das bezog sich in besonderem Maße auf die „Aufrührerischen“, auf Mirko, Zdenko, Viktor, Jelka und Nada, im Gegensatz zu den „Friedferti-

gen“. Unter den Friedfertigen allen voran die schöne Zora, das Lieblingskind des Vaters, die nur Beethoven hörte, Nietzsche las und einen Freier nach dem anderen abwies, während sie Nada vorwarf, „leichte Literatur zu schlucken und sich nur schäumende Operetten anzuhören“. Dann war da Anka, die die Handelsschule besuchte und in allem mit Zora einer Meinung war. Unter den Friedfertigen hatte auch die stets ernste Augusta, genannt Augusta Imperatrix, ihren Platz, die später Lehrerein in Doboju wurde. Dazuzurechnen wäre auch die unglückliche Paola, hätte sie sich nicht in die große weite Welt aufgemacht. Paola hatte nämlich beschlossen, nach Paris zu gehen, wo die Tausk niemanden kannten, der auf sie hätte aufpassen können. Zwei Jahre lang studierte sie an der Sorbonne und kam alleine für Lebensunterhalt und Studiengebühr auf, was mit den patriarchalen Ansichten über die Ausbildung von jungen Frauen zu jener Zeit nicht gerade in Einklang war und in der Familie schon deshalb auf Empörung stieß. Diese Pariser Erfahrung reichte für Paola gerade aus, Lehrerin für Französisch in Sarajevo zu werden. Ihre Träume waren schon bald auf dem Boden der Realität gelandet und die ärmste verstarb auch recht jung, worüber in der Familie niemals zur Gänze beseitigte Zweifel übriggeblieben sind: Fischvergiftung, Tuberkulose, Fehlgeburt oder Perforierung des Blinddarms – all das waren mögliche Erklärungen für Paolas tragisches Ende.

Die kleine Nada pflegte oft zu sagen:

„Ich bin kein weibliches, ich bin ein männliches Mitglied der Familie.“

Damit meinte sie die Entschlossenheit, mit der sie sich in die Abenteuer des Lebens stürzte, stets mit offenen Augen und tapferen Herzens. Ihre Rebellion kam mit Verspä-

tung zur Geltung. Nada war mit einem vielversprechenden jungen Mann verlobt, der die damaligen Orientalen Studien in Sarajevo absolviert hatte und dem eine diplomatische Laufbahn praktisch schon sicher war, als er Anfang des Ersten Weltkriegs an die Front geschickt wurde. Die beiden schrieben einander beinahe täglich Briefe und alles deutete darauf hin, dass ihre Verbindung zur Eheschließung führen würde, aber nach genau zwei Jahren und zwei Tagen hatte Nada plötzlich begriffen, dass sie in diesen Mann zwar verliebt gewesen war, ihn jedoch nicht mehr liebt. Das hatte sie ihm auch geschrieben. Sie hatte keinen unmittelbaren Anlass, die Verlobung aufzulösen, denn es war kein neuer Mann in ihr Leben getreten. Einfach nur so: „es war ihr wie Schuppen von den Augen gefallen.“ So hatte sie ihm ihren Entschluss erklärt.

„Zwei Jahre bedeuten gar nichts. Ausschlaggebend waren jene zwei Tage, als ich endlich zu mir gekommen war, als ich Zeit hatte, nachzudenken. Ich hatte begriffen, dass ich genug Zeit mit ihm verbracht habe und über den Rest meines Lebens verfügen möchte wie ich es will und nicht, wie jemand anders meint, ich sollte“, sagte sie zu ihrer Mutter.

Emilie hatte es die Sprache verschlagen. Hermann schrie: „Eine Grausamkeit ist das! Eine erstklassige Grausamkeit!“

Zora versuchte, sie zur Vernunft zu bringen:

„Du kannst mit dem Mann doch nicht so umgehen, während er an der Front ist. Warum hast du nicht einfach gewartet, dass er zurückkehrt. Vielleicht wäre er ja auch gar nicht zurückgekommen...“

„Da siehst du“, antwortete Nada. „Was bist du doch für eine armselige Heuchlerin, wenn du nicht einmal aussprechen kannst: *er wäre gestorben*, sondern für diesen armse-

ligen, scheinheiligen Gedanken die passende Wendung parat hast: *vielleicht wäre er ja auch gar nicht zurückgekommen*. Und wie praktisch du nur bist: wärst du an meiner Stelle, du würdest hoffen, dass er krepitiert, ihm weiterhin Liebesbriefe schreiben und ihm dann später, wenn er ohne Arm oder Bein zurückkehren würde und keine Anstellung fände, sagen: *Du musst verstehen, ich war lange allein. Eine Frau braucht doch jemanden, der für sie sorgen wird*. Siehst du, ich bin nicht so. Ich bin ehrlich. Ich habe ihm ehrlich mitgeteilt, was ich fühle und ihn nicht an der Nase herumgeführt. Denn ich liebe den Mann nicht und möchte nicht mit jemandem leben, den ich nicht liebe. Ich bin auch nicht der Ansicht, dass er so etwas verdient. Niemand verdient es, mit jemandem leben zu müssen, den er nicht liebt.“ Sie hielt inne und fügte boshaft hinzu: „Und worauf wartest du? Ist denn niemand gut genug für dich? Du kannst auf ‚den Richtigen‘ warten, auf deinen Traumprinzen, und ich muss um jeden Preis heiraten.“

Niemand war auf Nadas Seite. Die Schwestern waren älter, sahen die Dinge anders, in schweren Zeiten soll man sich nicht verschwenderisch benehmen – meinten sie – in keinerlei Hinsicht. Was Nada getan hatte, schien ihnen schroff und unbedacht. Sogar Bubi, der mit Beba unzertrennlich war, da der Altersunterschied zwischen ihnen nur ein Jahr betrug, meinte behutsam, er fände die Sache doch etwas grausam. Als Hermann 1912 pensioniert wurde, zog die Familie nach Zagreb um und acht teils erwachsene, teils halbwegs erwachsene „Kinder“ mussten irgendwie ernährt werden.

Einzig Viktor war, als er von Nadas Skandal gehört hatte, anderer Meinung als der Rest der Familie. Er schrieb ihr einen Brief:

Ich bin glücklich und stolz, dass mein kleines Schwesterlein mutig genug war, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

So, wie er Jelka unterstützt hatte, als sie ihre schwerste Zeit durchmachte, unterstützte Viktor nun auch Nada.

Hermann war der Eindruck wichtig, den seine Familie in der Zagreber Gesellschaft hinterlässt und deshalb schämte er sich, dass seine Tochter sich „derart unehrenhaft betragen habe“. Am schlimmsten war es aber für ihn, als er hörte, dass sein Nesthäkchen, das zu dieser Zeit als Helferin im Krankenhaus tätig war, „unter den Kranken und Verwundeten sozialistische Ideen verbreitet“. Das war der Tropfen, der das Glas seiner Geduld endgültig zum Überlaufen gebracht hatte. Er beschloss, Nada in eine Mädcheninternat nach Wien zu schicken:

„Soll sie dort Arbeit und Disziplin lernen“, sagte Hermann.

Nada wurde depressiv. Sie wusste nicht, ob sie genügen Kraft hatte, dem Druck der Familie standzuhalten.

* * *

Viktor war fest davon überzeugt, Nada sollte sich eine psychotherapeutischen Analyse unterziehen und sich auf diese Weise des Schuldgefühls entledigen, das seiner Meinung nach einzig und allein ihre Depression verursacht hatte. Die beiden machten Späße – sie hatten überhaupt ein sehr inniges Verhältnis zueinander – und so sagte der große Bruder zu seiner Schwester:

„Nimm dich nur in Acht, nebenbei kannst du Dinge über dich selbst entdecken, die du dir niemals eingestanden hättest. Zum Beispiel, dass du eigentlich gar nicht an diese sozialistischen Parolen glaubst, die Mirko dir einge-trichtert hat. Das ist alles schön und gut – die Dinge muss

man ändern, denn – wie Martha sagen würde – *jemand muss die Verantwortung übernehmen* – aber das kann in unserer Familie nur Mirko und ich bin mir nicht ganz sicher, ob du ihm dabei folgen solltest. Such dir einen eigenen Weg aus. Er ist etwas anderes – er wird die Folgen akzeptieren. Du nicht. Dir wird es Leid tun. Du wirst dich erschrecken, deine Meinung ändern, und wenn du einmal die Meinung geändert hast, wird es womöglich zu spät sein. Und denke nun ja nicht, ich würde dir dasselbe einreden wollen, wie Hermann. Vater denkt nur daran, was für einen Eindruck er hinterlassen wird. Für ihn ist nur wichtig, was die Leute sagen werden. Für mich ist es wichtig, ob ich mich wohl fühlen werde, nachdem ich etwas tue. Ja nicht an sich zweifeln, sich ja nicht wegen etwas Getanem selbst hassen. Das ist das einzige Kriterium. Nicht die Tat selbst. Nicht das, was wir getan haben – denn das kann immer diskutiert werden und es wird immer jemanden geben, der sagen wird, das sei moralisch nicht verantwortbar. Aus meiner Erfahrung – und die habe ich nicht einfach so gewonnen, das war, das kannst du mir glauben, mein Schwesterlein, ab und zu sehr, sehr schmerzhaft – ist es nicht wichtig, was wir getan haben, sondern, ob wir es reinen Herzens und ohne jenes übliche *habe ich das tun sollen oder nicht* getan haben.“

Aber Nada war zu jung, um Viktor zu verstehen. Sie hatte den Eindruck, sie würde von überall her, ja sogar von ihm, den sie stets als den liberalsten von allen ansah, nur Rat-schläge bekommen, die sich als unbrauchbar erweisen, sobald sie versucht, diese auf ihre Situation anzuwenden. Sie sah ihn schweigend an. Er sah heruntergekommen aus, um Jahre gealtert. Als sei er nicht ganz bei sich. Als könne er an gar nichts anderes mehr denken, als an diese neue Leidenschaft, die er entdeckt hatte – diese Psychoanalyse, die ihn

total verrückt gemacht hat. Jetzt hatte er das Bedürfnis, alles zu analysieren, in Einzelteile zu zerlegen. Boshaft dachte sie bei sich, er wäre imstande ein Referat über den Winkel zu halten, in dem die Scheiße in die Kloschüssel fällt, und der mathematischen Berechnung dieser Bahn eine höhere Bedeutung zuzuschreiben. Viktor aber fuhr fort:

„Pflichtgefühl, Mitleid, all das wirkt nur, wenn die Wirkung klar und deutlich ist, ohne Zweifel und Unentschlossenheit. Der Mensch ist Irrungen ausgesetzt. Und möchte er seine Persönlichkeit reinigen und sich gegen diese Irrungen zur Wehr setzen, dann zieht er notgedrungen auch andere mit hinein – seine Frau, seine Kinder, seine Brüder, Schwestern und Freunde – und stirbt am Ende weit vom Ziel entfernt. Man muss mit sich selbst im Reinen sein. Was nicht jederzeit getan werden kann, was man im nächsten Augenblick vielleicht nicht mehr tun würde, das sind Irrungen, einfach nur Irrungen.“

Das Resultat dieses Gesprächs, das weniger ein Gespräch zwischen Bruder und Schwester war und mehr ein Monolog, in dem Viktor versuchte, einige Dinge mit sich selbst ins Klare zu bringen, war der Beschluss, Nada solle sich bei Helene Deutsch einer Analyse unterziehen. Viktor hatte Helene viel früher kennengelernt, als sie formal dem Wiener Kreis für Psychoanalyse beitrug. Oft trafen sie sich bei Felix Deutsch, dessen Trauzeuge Josef Reinhold war, ein guter Freund von Viktor. Wie Viktor, war Josef ebenfalls nicht in der Metropole zur Welt gekommen. Er war aus Galizien gekommen, über polnische Städte, durch die das Schicksal seine Familie bis nach Göttingen geführt hatte, wo er sein Studium begann, und schließlich nach Wien, wo er in Philosophie promovierte. Wie Viktor, hatte auch er zuerst einen humanistischen Bildungsweg eingeschlagen, um

im selben Jahr wie Viktor – 1908 – zu begreifen, er stecke in einem Teufelskreis und habe keine andere Wahl, als neu anzufangen. Die beiden hatten einander an der Medizinischen Fakultät kennengelernt. Josef war sechs Jahre jünger als Viktor, aber ihre Interessen ähnelten einander, ja sogar die Art und Weise ihrer Enttäuschung in die Gesellschaft war die gleiche. Beide hatten aufstrebende Lichtblicke, auf die plötzliche Rückfälle in die Melancholie folgten. Sie trafen sich so gut wie täglich, als Viktor, unmittelbar nach seiner Trennung von Martha, eine glückliche Beziehung zur jungen und charismatischen Schauspielerin Lia Rosen pflegte, die zu dieser Zeit in der Theaterszene noch nicht vollends etabliert war.

Als es zum Familienskandal mit Nada gekommen und sie nach Wien gereist war, war Viktor der Meinung, seiner jüngsten Schwester würde ein Gespräch mit einer anderen Frau am besten bekommen, die klug wäre, aber nicht viel älter als Nada. Deshalb riet er ihr zu Helene Deutsch. Nada hatte sie zweimal besucht und dann auf Eigeninitiative die Analyse abgebrochen, denn sie sah darin keinerlei Zweck, umso mehr, da ihr gewisse Aspekte in Helenas Zugang – wie sie es ihrem Bruder gestanden hatte – „schon an die Nieren zu gehen begannen“.

„Diese Frau will um jeden Preis gewisse Dinge aus mir herausziehen, die nichts mit gesundem Menschenverstand zu tun haben. Intime Dinge. Nicht, dass ich sie ihr nicht anvertrauen würde. Ich bin doch nicht schamhaft, bin es nie gewesen, das weißt du doch, aber mir wird und wird nicht klar, wozu das alles gut sein soll. Was will sie von mir?“

„Gut“, sagte Viktor beruhigend, ohne sich mit Nada in eine Diskussion einzulassen. „Das ist, also, nichts für dich. Dann sollte man nicht weiter darauf bestehen. Du

hast es versucht. Es hat dir nicht geschadet. Vielleicht hat es dir auch nicht gerade geholfen, doch das ist jetzt weniger wichtig. Seit du nach Wien gekommen bist – das heißt, seit du dich Hermanns Klauen entrissen hast – ist alles viel leichter geworden. Du verstehst es, mit deinen Problemen umzugehen. Und es waren ja auch keine großen Probleme, das wirst du noch sehen. Hauptsache, es tut dir nicht leid. Und wenn es dir nicht leid tut – dann hast du alles richtig gemacht. Und es gibt nichts mehr, worüber man sich den Kopf zerbrechen sollte. Also, gehen wir weiter.“

Es wäre ratsam, sich näher mit Viktors Berliner und Wiener Gesellschaft in diesen für ihn entscheidenden Jahren, seit er Martha verlassen hatte bis Spätsommer 1915, als er mobilisiert wurde und sich auf dem wlohynischen Kriegsschauplatz wiederfand, zu befassen, denn fast alle diese Menschen haben größere oder kleinere Spuren hinterlassen und waren niemals, nicht einmal am Anfang ihrer Karrieren bereit, sich mit der Anonymität abzufinden. Sie versuchten, sogar ihre Privatsphären öffentlich zu leben, stets mit Ausblick auf die Zukunft, in der sie, daran bestand für sie kein Zweifel, als Haupt- und nicht als Episodenfiguren akzeptiert sein würden. Gerade sie würden Ruhm erlangen, gerade sie würden die Kuchen der Zukunft ausgeben, daran glaubten sie fest und unterstützten deshalb einander, machten sich in Gesprächen gegenseitig Mut, statteten einander Besuche ab und verkehrten miteinander brieflich. Ihr kollektives Charakteristikum war die Wissbegierde; diese drängte sie, wie besessen miteinander zu verkehren, sodass sich die Lebenswege dieser Menschen, von denen einige, wie Viktor es ausdrückte, *skandalös jung* waren, in immer dichterem Rhythmus zu überschneiden begannen. Diese Überschneidungen, Kreuzungen und Verflechtun-

gen webten am Zauberteppich des modernen Zeitalters, sodass Viktor den Eindruck hatte, *er könne endlich fliegen, sich über die Stadt erheben und zwischen den Schornsteinen, über den Kirchtürmen, Minaretten und Synagogen herumflattern, in Ekstase, wie auf einem fliegenden Teppich aus fernöstlichen Erzählungen, und natürlich endlich alles von oben sehen können, klar, wie auf seiner Handfläche.* Vielleicht wäre es aus dieser geselligen Ekstase, aus diesem Wunsch, alles neue und andersartige zu erfahren heraus tatsächlich zu jener Veränderung gekommen, nach der die Welt nicht mehr sein würde, was sie einmal gewesen ist, hätte der Beginn des Großen Kriegs so manche reale Chance nicht in eine Illusion verwandelt, sodass es sich später von diesen glorreichen Vorkriegsjahren nur als von einer Zeit verpasster Gelegenheiten sprechen ließ. Dieser Tatsache wurde sich Viktor nur einige Jahre später schmerzhaft bewusst, an seinem neuen Arbeitsplatz, als Chef der psychiatrischen Abteilung des Militärlazaretts in Lublin. Da wurden in ihm intensive Erinnerungen an verschiedene Szenen aus seinem Leben wach und es schien ihm, als sei das jemand anders Leben gewesen, einer ihm unbekannt, unerfahrenen, leichtgläubigen Person, die die Gesellschaft ähnlicher Personen gesucht hatte.

„Und wie glücklich wir nur gewesen waren“, sagte er, „ohne uns darüber bewusst zu sein, wie schön wir gelebt, wie sehr wir die Freude verachtet und die Melancholie gesucht hatten, weil wir glaubten, wir seien Künstler und Kunst ließe sich nur aus Schmerz erzeugen. Was für eine Kunst? Wer hat die schon nötig? Es gilt zu überleben. Den Kopf zu bewahren. Einen vollen Magen zu haben. Übrig bleibt nur Schmerz, eine dumpfe Schmerzempfindung, die alles, woran wir geglaubt hatten, ins Halbdunkel drängt, in

dem es immer schwieriger wird, Wirklichkeit von Illusion zu unterscheiden. Vielleicht sind wir ja bereits tot, wissen es nur nicht?“

Viktor war der Ansicht, Liebesepisoden werden nur von alten Menschen in der Erinnerung wachgerufen. Mit siebenunddreißig Jahren hatte er zu sich selbst gesagt: *Du bist ja alt, mein Freund. Sogar bucklig bist du geworden. Sieh mal, da – er schlug sich mit der Faust gegen das Abdomen – da wird schon bald ein Bierbauch entstehen, solltest du dich je aus diesem Schlachthof befreien.* Dann aber fiel ihm die Widmung ein, die Rilke in jenes Exemplar seines *Stundenbuches* geschrieben hatte, das er in Wien am 17. November 1907, versehen mit einem obligatorischen „von Herzen und mit Dankbarkeit“, jener Frau geschenkt hatte, die später in offiziellen Dokumenten als Scheidungsgrund zwischen Martha und Viktor angeführt sein wird.

Für Lia Rosen – stand über der in Versen abgefassten Widmung geschrieben.

Voller Stolz hatte Lia Viktor gezeigt, was der damals schon berühmte Rilke eigens für sie geschrieben hatte. Die Widmung hatte ihm gefallen und sogleich behielt er sie in Erinnerung. Er konnte sie aus dem Gedächtnis aufsagen, aber niemals völlig korrekt. Meist vergaß er die Reime. Diese waren für ihn weniger wichtig, als die Botschaft. Aber an den Sinn der Worte, die ihn in Lublin nicht einschlafen ließen, weil sie dort auf einmal mehr Wahrheit zu vermitteln schienen, als je zuvor, würde er sich für immer erinnern können:

Wer weiß denn was wir werden? Dass wir sind, ist ein Gerücht, an das wir wieder glauben sooft wir fühlen: Einmal war ich Kind. Doch schon das Nächste kommt zu groß und rinnt durch uns wie Wind im Herbst durch leere Lauben.

Lia war eine fragile, sehr niedrig gewachsene junge Frau mit dunklen Augen. Viktor hatte, als er sie zum ersten Mal gesehen hat, sogleich die Kraft erkannt, die um sie herum auf beinahe sichtbare, physische Weise zu spüren war, wie eine glühende Aura um das Feuer der Kerze. Er mochte starke Frauen. Sie strahlte eine innere Schönheit aus, die von ungewöhnlicher, verführerischer Art war. Es gelang ihr, Blicke anzuziehen, Menschen um sich zu versammeln, sie zu einer spontan herbeigerufenen Gruppe von Beobachtern zu machen, die sich selbst nicht einmal bewusst waren, dass diese – gottgegebene – Schauspielerin die Gabe besaß, Räume zu besetzen, ganze Zimmer mit einem Volumen auszufüllen, das in sich viel mehr beinhaltet, als es aufgrund eines flüchtigen Blicks auf ihren Körper, der nur um ein Weniges größer war, als der Körper eines zehnjährigen Mädchens, anzunehmen wäre. Dieses jüdische Mädchen, geboren in der Bukowina, hieß eigentlich Lea Sanger, ihr eigentliches Wesen sah aber der rebellischen Jeanne d'Arc am ähnlichsten. Schon immer hatte sie Schillers *Jungfrau von Orléans* spielen wollen. Rilke hatte sie durch Zufall kennengelernt. Nach seiner Wiener Buchvorstellung schickte sie ihm einen entzückten Brief aufs Hotelzimmer, nach dem es zwischen den beiden zu einem Treffen kam. Sie hatte gerade erst ihr Engagement am Wiener Burgtheater bekommen und fühlte sich beflügelt, als hätte sich für sie die Pforte einer zauberhaften neuen Welt aufgetan.

Als er endlich Gelegenheit hatte, sie auf der Bühne zu sehen, beschloss Rilke unter dem starken Eindruck einer schauspielerischen Persönlichkeit, die er von einer dermaßen unansehnlichen, auf den ersten Blick infantilen Person nicht erwartet hätte, Lia persönlich seinem Dichterkollegen, dem Dramaturgen und Promotor der neuen Genera-

tion Hugo von Hofmannsthal zu empfehlen. Ungeschickt schrieb er, es sei „jemand, der etwas vortragen kann“, denn Lia kannte einige von Rilkes neuen Gedichten auswendig, was ihn immerhin am stärksten beeindruckt hatte. Erobert hatte ihn die Art, auf die es ihr gelang, einfach, ohne jegliches Pathos, das Wesentliche in ihnen zu erkennen und genau jene Stellen hervorzuheben, die auch er persönlich als tragende Balken ansah, von denen es abhängt, ob das Gerüst deines Gedichts einstürzen wird oder nicht, ob die Botschaft den Zuhörer erreichen wird oder nicht. Er fühlte sich aufgedeckt, entblößt. Dieses Mal hatte ihm das Gefühl gefallen, aber ein Jahrzehnt nach ihrer ersten Begegnung – als Lia sein Gedicht „Die Blinde“ öffentlich vortrug – wurde Rilke von Zorn, gemischt mit tiefer Scham, erfasst, sodass er eines Abends im Januar einen Brief an seine Freundin Ellen Delp verfasste, mit der ihn noch vor Jahren seine damalige Geliebte Lou Andreas-Salomé bekanntgemacht hatte. Er beklagte sich gerade über jenes Moment des Unbehagens, das er erlebte, als er Lias Interpretation von „Die Blinde“ hörte:

Es hat mir nicht gefallen. Solange ich lebe, werde ich wissen, wie man es besser kann und werde nicht zulassen, dass man mich beunruhigt. Sie haben einen Fehler gemacht, als sie – angeblich der Einheitlichkeit wegen – die älteren Gedichte für das Ende des Abends übriggelassen haben. Das war ein Fehler. Besonders in meinem Fall, wo doch alles ältere, was ich geschrieben habe – mit Ausnahme des „Stundenbuches“ – schlecht ist. Niemand kann aus einer anderen Person eine abgerundete Einheit machen, schon gar nicht aus mir, vor dem sich noch ein langer Weg befindet.

Lia Rosen war eine Zauberin der Enthüllung. Stets wusste sie, auf unergründliche Weise den wunden Punkt im Menschen zu entdecken.

„Sie konnte der Anlass sein, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen“, sagte Viktor über sie, „auf angenehme oder unangenehme Weise, egal.“

Er war von ihrer Erscheinung fasziniert. Aber genau wie bei ihrer Bekanntschaft mit Rilke, war auch bei Viktor Lia jene, die den ersten Schritt gemacht hat. Sie wandte sich als erste an ihn:

„Ich habe Ihren Artikel in der *Weltbühne* gelesen. Die Weise, wie sie in die Psyche des Schauspielers eingedrungen sind ist beeindruckend richtig.“

„Sie würden mich in sich eindringen lassen? Ich würde alles tun, um Sie zu beeindrucken“, erwiderte er und während er diesen unangebrachten Satz noch nicht zu Ende gesprochen hatte, fragte er sich schon, ob sie ihm wohl antworten oder sich nur umdrehen und weggehen würde.

Dieses feine Mädchen hatte eben erst die Schauspielschule abgeschlossen und war kaum bekannt. Das wenige, was er von ihr wusste, hatte er beiläufig von Freunden irgendwelcher Freunde gehört. Er bemerkte ihre großen, traurigen Augen und verspürte sofort Scham. Manchmal konnte er sich wirklich nicht helfen, manchmal packte ihn einfach der Teufel und er, der ansonsten Personen des anderen Geschlechts gegenüber stets die besten Manieren pflegte und in Gesellschaften überhaupt angenehm auffiel, verwandelte sich in eine brüske Person, die mit ausfallenden Bemerkungen um sich wirft und Menschen von sich abweist, die die Veränderung in seinem Betragen auf keine Weise verursacht haben. Es wird wohl einer dieser Abende gewesen sein – die Unruhe war in ihn eingezogen.

Er hatte bereits etwas getan, was ihn unangenehm war: er hatte ein taubes Mädchen gekränkt. Auf Anhieb hatte er ihren Namen – sie hieß Natalia – im Gedächtnis behalten,

wahrscheinlich wurde er von Gewissensbissen geplagt, denn sonst musste man ihm jeden Namen mindestens zweimal nennen, bis er ihn behalten konnte.

Was ist bloß los heute Abend – als sei ich ein Köder für unbefriedigte Frauen? Er fragte sich, was sie bloß an ihm finden, diese wohlherzogenen, gescheiterten Mädchen, bei denen sich im Gespräch sehr bald zeigt, dass sie etwas plagt, was motiviert sie bloß, sich ihm als erste zu nähern, alle Regeln des Benehmens zwischen Mann und Frau zu missachten und voller Vertrauen, manchmal sogar mit einem Kompliment an ihn heranzutreten, als würde ihnen von ihm keinerlei Gefahr drohen? *Ja, erleben sie mich denn als etwas derart Zahmes? Vielleicht sehen sie in mir anfangs nicht einmal einen Mann? Und haben deshalb keine Angst?*

Viktor konnte nicht annehmen, dass sie ihn bewundern. Das war wirklich das letzte, was ihm als Grund hätte einfallen können. Er schätzte sich ja selbst nicht. Sogar als er prahlte, war er unsicher. Dass er sie durch sein körperliches Aussehen anziehen konnte – daran hatte er wirklich nicht gedacht. Er mochte seinen Körper nicht. Dieser war so maßgeschneidert. Alles an ihm war, wie es sein sollte: er war weder zu groß, noch zu klein, weder zu dick, noch zu dünn, sein Haar war aschenblond, seine Augen blau, der Schnurrbart modern geformt und er war gut angezogen. Aber schon immer hatte er ein Problem, wenn es um ihn selbst ging: er sah sich im Spiegel an und spürte keinerlei Verhältnis zu dem, was er dort sah. Aus unerfindlichen Gründen war er unfähig, irgendwelche, auch nur die geringsten Gefühle mit jenem Gesicht in Verbindung zu bringen, das er als „seine Schnauze“ erkannte. Dasselbe galt für den Rest des Körpers. Nackt spreizte er die Beine und sah nichts, wofür er sich schämen müsste, verspürte aber auch

nicht das Bedürfnis sich mit dem, was er zwischen seinen Beinen erblickte zu identifizieren, ein Gefühl des Stolzes mit dieser physischen Tatsache in Verbindung zu bringen. Er hatte kein Gefühl für sein körperliches Selbst, sogar als er noch ein kleiner Junge war, und mit den anderen Jungen seines Alters wetteiferte, „wessen denn der größere ist“. Dieses Organ hatte ruhig jemand anderem hören können. Vielleicht lag darin aber auch der Grund für sein unverbesserlich promiskuitives Verhalten.

„Ich gebe mich so leicht hin“, sagte er zu einem Freund. „Ich kann mich jeder erdenklichen Frau hingeben. Mit jeder könnte ich es tun, zu jeder Zeit. Auch mit einer dicken, blonden, so wie die Alte, von der ich die Wohnung gemietet habe. Um nichts auf der Welt könnte ich sie auf dem Mund küssen. Ich würde sie mit geschlossenen Augen hinnehmen, so wie der Mensch verdorbene Fleischreste runterschlucken kann, wenn er drei Tage lang nichts gegessen hat.“

Im Salon von Augusta Hauschner in Berlin-Tiergarten, wo sich stets eine interessante Gesellschaft zu versammeln pflegte, fühlte er sich in der Regel sehr beschwingt. Zu dieser Zeit musizierte er oft auf privaten Gesellschaften.

„Nur noch Musik kann in mir ein kurzlebiges Gefühl des Sieges über das Schicksal hervorrufen.“

„Alle Achtung, Viktor. Aufgrund meiner Erfahrung – und ich habe mir gottseidank genug Gekreische und Geknirsche mit dem Geigenbogen angehört – sind Sie der einzige Amateur, der imstande ist, die *Chaconne* aufzuführen. Für viele ist es besser, die Finger von Bach zu lassen. Sogar, wenn er ihnen einfach erscheint. Vor allem, wenn er ihnen einfach erscheint. Sie entweihen lediglich den Tempel“, antwortete Hedwig.

Hedwig Dohm war damals schon eine alte Witwe, aber viele konnten sie noch immer um ihre Energie, ihren messerscharfen Verstand und ihren Sinn für Humor beneiden. Das taube Mädchen, das von Viktor beleidigt wurde, war Hedwigs Pfllegetochter, sodass er nun versuchte, den schlechten Eindruck, den er hinterlassen hatte, irgendwie zurechtzubiegen. Der Schuldausdruck auf seinem Gesicht belustigte Hedwig. Sie lachte mit kehliger Stimme – wofür sie berühmt war, ebenso wie für die Tatsache, dass sie Leuten gerne Kommentare direkt ins Ohr schrie, nachdem sie sich ihnen leise von hinten genähert hatte. Ein derartig theatralisches Benehmen wird sie sich wohl bei ihrem verstorbenen Ehemann, einem Schauspieler und Redakteur einer bekannten satirischen Zeitschrift, angeeignet haben.

„Sie brauchen sich nicht zu schämen, junger Mann“, sagte Hedwig. „Aufrichtigkeit ist selten heutzutage. Sie können ruhig ein Menschenhasser sein: Sie sind weder Politiker, noch Dieb, und schon gar nicht ein Dummkopf, der sich an die Brust klopfen und Serenaden darüber singen würde, wie gut und gescheit die Menschen sind und wie gut sie riechen.“

Viktor aber wollte den hinterlassenen Eindruck berichtigen. Wenigstens in Bezug auf Fräulein Lia Rosen, die sich, anders als er es vorhergesehen hätte, durch seinen ungehobelten Vorschlag nicht aus der Fassung bringen ließ.

„Ich werde Ihnen dazu Gelegenheit bieten. Wenn ich mir sicher bin, dass Sie nüchtern sind“, antwortete sie ruhig auf seine Provokation und zog sich zurück.

Eine gute Stunde später, als Lia ihn schon vergessen hatte, näherte sich Viktor dem Platz, an dem sie saß. Er unterbrach das Gespräch einer ziemlich großen und lauten Gesellschaft, die sich am selben Tisch versammelt hatte.

„Ich bin nicht betrunken, sondern nur ein unverbesserlicher Kretin, der alle guten Gelegenheiten verpatzt. Ich werde mich nach der Premieremelden“, sagte er.

Er drehte sich um, ohne ihre Reaktion abzuwarten. Gefolgt von verwunderten Blicken ging er geradewegs auf die Hausherrin, Frau Hauschner, zu, die etwas abseits stand, ebenfalls in ein Gespräch vertieft. Er dankte ihr für ihre Gastfreundschaft, küsste ihre Hand und verschwand in die Berliner Nacht.

* * *

Marius' lange Briefe, getippt auf dünnem Papier, waren niemals kürzer als zwanzig Seiten. Meistens begannen sie mit *Liebe Leute!* – *Liebe alle!* Eine der Personen, die Marius in der gesamten großen Familie am liebsten gewonnen hatte und die ihm gefühlsmäßig am nächsten stand, war immer schon Jelka gewesen. Wie prächtig waren doch die Sonntage bei den Gans'! Wie gut sie es nur verstand, aus nichts eine zauberhafte, unvergessliche Atmosphäre zu schaffen, seine Tante Jelka! Ernst, Jelkas Ehemann, nannte Marius *Onkel*, aber Onkel nannte er auch seinen Bruder Camillo. Außerdem waren die beiden einander ja so ähnlich, dass es besser war, sich von Camillo, der für Späße immer aufgelegt war, nicht auf den Arm nehmen zu lassen und für alle Fälle *Onkel!* zu schreien – egal, welcher von den beiden sich gerade in der Nähe befand. Als sie zu sprechen begannen, war natürlich sofort klar, um wen es sich handelt. Ernst war Professor und hörte sich auch „wie ein Professor“ an. In der Wohnung duftete es immer sehr angenehm. Marius konnte nicht feststellen, wonach genau: es war ein frischer Duft, als trüge er etwas von getrockneten Zitronenschalen in sich und jenen kleinen, wohlriechenden „Bergamotte-Orangen“,

andererseits jedoch erinnerte er auch irgendwie an Rauch, vielleicht sogar an Weihrauch. Es war ein etwas holziger Duft und gerade, wenn man dachte, so würden eigentlich frisch polierte Möbel riechen, tauchte von irgendwoher ein süßlicher, karamellisierter „Beigeschmack“ auf, der Marius noch von den Tagen seiner Kindheit an mit Optimismus und unerschütterlicher Freude erfüllte. Diese Beigabe zum Hauptduft – die Marius erst unter der Sonne der Südsee als rauchigen Geruch von Räucherstäbchen identifizieren wird, wie sie in östlichen Tempel gezündet werden – war im Hause seiner Tante Jelka stets mit zahmen, bekannten, heimischen Düften vermischt, die sich aus dem warmen Teig frischgebackener Kuchen emporheben, aus Schokoladenglasur und heißer Mischung von Kaffee und Zichorie, um die Nasenlöcher der kleinen, der großen und der ewigen Kinder zu reizen.

Als am 13. März der *Anschluss* bekanntgegeben und Österreich durch diesen an das Deutsche Reich angegliedert wurde, vor allem aber nach dem plebiszitären Beschluss, durch den sich bei der Volksabstimmung 99,7 Prozent aller Einwohner für den Slogan „Alle Deutschen in einem Reich“ entschieden hatten, wurde Jelka klar „wohin das führt“, und dass es dort, „wo es hinführt“ keinen Platz gäbe für Menschen wie sie und jene, die ihr lieb waren. Sie hatten die Parade am Heldenplatz gesehen, aber in ihrem Fall war sonderbarerweise diese furchteinflößende Szene „aller Körper in einem kranken Gehirn“ – wie Camillo den populären Spruch auf den riesengroßen Plakaten paraphrasierte, auf denen genaue Anweisungen standen, wie gewählt werden soll – nicht das ausschlaggebende Ereignis. Damit es nicht zu Missverständnissen kommt, wurde auf den Plakaten klar gezeigt, wo auf dem konkreten Wahlzettel das große „Ja“

stehen wird und wo das kleine „Nein“, und wie man dieses euphorische kollektive „Ja“ genau einzukreisen hat. Im Falle der Familie Gans war eine andere Szene das entscheidende Moment: sie hörten Geschrei und Frauenstimmen. Unter ihrem Fenster hatten sich Mädchen versammelt. Deutsche Panzerwagen paradierten an diesem 17. März durch die Straßen Wiens. Entscheidend war jedoch nicht der Lärm der Panzer, sondern das Lachen der versammelten Mädchen. Sie jubelten, die jungen Mädchen, heiter und rotbackig vor lauter Aufregung, alle festlich auf die gleiche Weise gekämmt, mit Zöpfen, zu hübschen Kränzchen geflochten, als würden sie auf ihren Köpfen süßes Osterbrot tragen. Zitternd wie Kinder schwenkten sie Fähnchen mit kleinen Hakenkreuzen. *Wie süß!* Wie süß, süß, süß, alles verschwindet in der Umarmung, löst sich auf, und dickes Blut vermischt sich mit heißem Wasser.

Sie hatten ihren Beschluss gefasst, eine Technik ausgearbeitet, wollten aber nicht ausführen, was sie sich vorgenommen hatten, bis sie nicht sicher sein werden, die Lösung, die sie *für sich* ausgewählt haben, sei die beste – und es wird die beste sein von allen möglichen Lösungen, das wussten sie, es wird die beste werden, in jenem Augenblick, in dem sie einsehen werden, dass sie die einzige ist – nur *für sie* drei die einzig akzeptable. Jelka brachte aus dem Krankenhaus systematisch Morphium mit, es sollte genügen für alle drei, sollte es wirklich einmal notwendig werden. Sie wollten die Welt glücklich verlassen. Sie füllten die Badewanne mit warmem Wasser. Jelka schüttete zu viel blaues und grünes duftendes Badesalz hinein. Zuerst stieg Ernst in die Wanne, dann Jelka und dann Camillo.

„Das Badesalz drück mich unterm Arsch“, stellte Ernst halbwegs ernsthaft fest. „Wann wird es sich denn auflösen?“

Das Wasser rann über den Rand der Badewanne, während sie versuchten, sich irgendwie darin einzunisten, nackt und ungeschickt, mit verlangsamten Bewegungen und erschwerten Gliedern, gewärmt in Geist und Körper, eingesogen in eine goldene Wolke seelenruhiger heiterer Abgeschiedenheit von allen äußeren Reizen. Das Jauchzen und die Jubelschreie von draußen hörten sich bereits an wie eine Kaskade fallenden Kleingelds und bald darauf wurden sie noch ferner, noch sanfter, als würde ihnen direkt am Ohr irgendein hartnäckiger Spaßvogel langsam eine Flüssigkeit aus einem Glas ins andere schütten. Jelka rieb sich das Ohr. Sie lachte auf. Camillo schien es, Ernst würde im Wasser Schaum schlagen, aus seinem Mund kämen kleine Schaumblasen. Sie umarmten einander. Jelka hatte im letzten Augenblick Angst, eine zu große Dosis Morphium könnte schmerzhaft Krämpfe auslösen, so dass sie jeder eine normale Dosis zu sich nahmen, nur so, dass es sie benebelt. Sie wollten es schön haben, so wie sie es auch gehabt hatten, lange, beständig, jahrein, jahraus. *So schön! Sie waren so glücklich! Wollten, dass es so bleibt.* Ernst machte einen Vorschlag – er wollte immer schon in der Art des Petronius Arbitar aus dem Leben scheiden, so, wie es in Tacitus' *Annalen* geschrieben steht. Auf der Hälfte eines Gastmahls, das er mit seinen Freunden genoss, füllte Petronius einen Trog mit Wasser, als wolle er sich von seiner Trunkenheit erfrischen, stieg hinein und schnitt sich die Pulsadern durch. *Manchmal ist der Schmerz wahrscheinlich doch unumgänglich* – sagte Ernst, jetzt völlig in der Rolle des römischen Patriziers – *er kann sogar süß sein, vor allem, wenn ein kleiner, scharfer Einschnitt unter die Haut, in die Vene, Qualen verhindern und die Agonie durch Schlaf verhindern kann – denn schlau ist der Schlaf, der jüngere Bruder des Todes – und*

man soll sich ihm hingeben. Als er die Venen durchgeschnitten hatte, band Petronius sich die Handgelenke ab, sodass das Blut nicht schnell ausrinnt, sondern langsam, dass er Zeit hat, seinen Wein zu Ende zu trinken. *Wie süß, süß, süß, alles verschwindet in der Umarmung, löst sich auf, und dickes Blut vermischt sich mit heißem Wasser.*

* * *

Am 10. Dezember 1937 sammelte Martha mit ruhiger Resignation und Tränen in den Augen Marius' Briefe aus Kairo, Java und Sumatra, steckte sie in einen großen Umschlag und schickte sie an Großmutter Emilie ins Altersheim nach Zagreb. Sie schrieb:

*Frau Emilie Tausk
(c/o Altersheim)
Zagreb
Crnatkova Str. 14/II
Hofgebäude*

In diesem Jahr waren viele aus der Familie ihres seligen Viktor bereits gestorben: es wurde bekannt, dass ein paar Monate zuvor Viktors Bruder Mirko als Kämpfer der Internationalen Brigaden in Spanien gefallen war. Wegen des Schocks, den der dreifache Selbstmord der Gans' ausgelöst hatte, verfiel Martha in deinen düsteren Zustand; sie traute sich weder zu denken, noch zu fühlen; ihre täglichen Routinearbeiten erledigte sie, als sei sie halb Mensch, halb Maschine, und wartete jeden Tag, dass die Gestapo an ihre Tür klopft. Alles, was sie unternehmen konnte, war, zur Post zu gehen und das Päckchen mit Marius' Tagebuch- und Reiseaufzeichnungen, nachdem sie sie selbst gelesen hatte, wie versprochen an Emilie zu schicken.

Großmutter wird das freuen. Schicke ihr alles. Vergiss es, bitte, nicht – schrieb Marius. – Eigentlich habe ich all das an sie denkend aufgezeichnet. Ich bin nicht gerade Goethe, den Großmutter so sehr mag, aber trotzdem bin ich ihr Lieblingsenkel und habe alles detailliert aufgeschrieben, und sie wird es genießen, da bin ich mir ganz sicher, als sei sie dort und würde mit mir all diese fernen Gegenden durchreisen.

Ja, es sollte die Frage gestellt werden, ob Viktors Mutter Emilie, die in Kroatien Milka genannt wurde, in jüdischen Altersheim in Zagreb ein Exemplar von Goethes *Faust* unter dem Kopfkissen aufbewahrte, wie sie es vor langer Zeit, noch in ihrem Heim in Sarajevo, zu tun pflegte? Viktor hatte es sozusagen seit jeher, jedenfalls seit seiner Gymnasialzeit, brennend interessiert, was denn Emilie am *Faust* so gut findet, beziehungsweise, noch präziser, ob seine Mutter im *Faust* nicht auch sich selbst gefunden hat, wo genau und in welcher Rolle? Viktor nahm an, das müsse irgendwie mit ihrer Mutterschaft in Verbindung stehen. Anfangs dachte er, sie würde jenen Teil den Buches am meisten mögen, in dem gesagt wird, der nach Wissen dürstende Mensch halte sich am Busen der Weisheit fest, so wie das Kind am Busen der Mutter gestillt wird, dann schien ihm diese Erklärung aber nicht mehr zureichend zu sein. Es muss etwas drin geben, was sie berührt – mitten in Herz – was sie in der Tiefe ihres weiblichen Wesens erschüttert. Während der Phase, in der er dazu neigte, Vater Hermann die Schuld an allem zu geben, erlebte er seine Mutter als dessen Opfer und dachte, Emilie hätte sich in der Figur des Gretchens wiedererkannt. Sich selbst hatte er das folgendermaßen erklärt: Faust verführt Margarethe, sie bleibt mit ihm schwanger und bringt sein Kind zur Welt, Gretchen aber beschließt, das Neugeborene umzubringen, ertränkt es und wird zur Kindsmörder-

rin, um im geliebten Mann die übermenschliche, titanische Kraft zu entfesseln und ihn von den Einschränkungen und Klammern „ihrer kleinen Welt“ – der weiblichen Welt – zu befreien. Die Gesellschaft verurteilt sie und wirft sie ins Verließ. Ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass Gretchen auch hätte zur Kindsmörderin werden können, um ihre Schande in der sozialen Welt, in der die Frucht ihrer Liebe zu Faust als „ungesetzlich“ gilt, zu verbergen, bietet Goethe eine Erklärung, die scheinbar über die banale Heuchelei der gesellschaftlichen Beziehungen hinausgeht: Gretchen vernichtet sich selbst und das Kind, um den großen Mann freizukaufen; sie ordnet sich unter, erbringt bereitwillig ihr Opfer. Jedes Mal, wenn er über den *Faust* und seine Mutter nachdachte, kam Viktor zu einem Punkt, der ihn zornig machte. Er ging in dieser Interpretation sogar so weit, dass er sich selbst als das geopfert Kind ansah, das von Emilie gestraft werden soll, geschlagen, „ertränket“ im Namen des Hausfausts Hermann, und es schien ihm, als könne er ihr eine Nadel durch Herz stechen, sie töten, wenn sie als andere Frau in einer anderen Welt erwacht, in der die Natur alle künstlich erzeugten patriarchalen zivilisatorischen Errungenschaften zu Fall bringt und eine neue Ordnung der starken, Ewigen Weiblichkeit aufstellt.

Als er sein Drama „Halbdunkel“ schrieb, das sich auf schmerzliche Weise mit dem Scheitern seiner Beziehung zu Martha befasste, bemerkte er, dass er in sich selbst mit der Zeit immer mehr das findet, was er, was er in Hermann aufzudecken, zu verurteilen und zu verachten geneigt war. In das Drama hatte er eine neutestamentliche Allegorie eingebaut, jedoch die Namen geändert: seine Martha wurde zu einer dramatischen Figur mit dem Namen Maria. Viktors Martha stand im wirklichen Leben der biblischen Maria viel

näher, denn, als sie die Wahl hatte, sich zwischen Küchenarbeit und geistiger Aktivität zu entscheiden, entschied sie sich für die Kontemplation, und damit hatte sie – um es mit den Worten Jesu zu sagen – „eine gute Wahl getroffen“; ein Stück Ewigkeit für sich erkämpft. Andererseits besaß Martha auch die andere Seite der schwesterlichen weiblichen Natur: Hingabe und Opferbereitschaft; wie die biblische Martha, war sie sich ihrer „Pflicht“ stets bewusst, sie hätte Jesus nicht mit ihrem Haar die nassen Füße abgewischt, sondern die Kraft aufgebracht, vor ihm zu treten und ihm vorzuwerfen. „Wärest du hier gewesen, wäre mein Bruder nicht gestorben!“, aber hinter Marthas Kraft und ihrem Frauenaktivismus verbarg sich ein Gretchen, das – zu Viktors entsetzen – einen „donnernden Gott“ brauchte und bereit war, dem Mann zu gestatten, zuerst „der Pflicht gegenüber sich selbst nachzukommen“, sich des „Pflichtgefühls“ gegenüber ihrer „kleinen Welt“ zu befreien und eines schönen Tages vielleicht zu ihr zurückzukehren, wenn er besser sein wird und freier, bereiter, sie wahrhaft zu lieben.

Viktor dachte, er werde erst dann zur Liebe fähig sein, *wenn er sich selbst hören wird, ohne Angst vor der Zukunft, ohne Entsetzen vor der Vergangenheit*. Er hatte recht, aber leider waren ihm die Umstände sein Leben lang nicht zugeneigt, sodass er keine Gelegenheit hatte, die Entsetzen der Vergangenheit zu vergessen, während Ungewissheit und Angst vor der Zukunft zu seinem Alltag gehörten. Der arme Viktor und die arme Martha – waren überzeugt, moderne, freie Menschen zu sein, aber sie gehörten eigentlich zur alten Welt: ihre Hölle hatten sie aus einem schäbigen Exemplar jenes Buches geerbt, das Emilie unter ihrem Kopfkissen aufbewahrte; es war jene alte Hölle, die auch Goethe aus ir-

gendwelchen uralten Zeiten geerbt hatte, von denen Viktor und Martha glaubten, sie seien *ein für allemal vorbei*.

Viktor erkannte, er habe nur eine Alternative: weiterzuleben im Halbdunkel der Begierde, zwischen Freiheitswunsch und Pflichtgefühl, oder aber, *die gesündeste Tat seines Lebens zu vollbringen*, aus dem Zustand des Halbdunkels heraustreten, kalt und mit Vorbedacht. Im Unterschied zu den Gans' hatte er nicht die Kapazität, glücklich zu sein und konnte nicht rufen: „O, Augenblick, verweile doch, du bist so schön!“ Er wollte nicht bestochen werden durch die Schönheit des Augenblicks. Seine Ekstase war die *Ekstase der Leere* – platziert in der Ewigkeit des unaufhaltbaren Entfernungspunktes – außerhalb der Welt, außerhalb der Zeit und außerhalb von ihm selbst.

Es war ein später frühherbstlicher Nachmittag, am 17. Septembers 1938, als Emilie in Schlaf versank, aus dem sie nicht wieder erwachte. Auf dem Nachtkästchen neben ihrem Bett im Altersheim in der Crnatkova-Straße in Zagreb wurde ein Separat mit Viktors Arbeit *Über die Entstehung des Beeinflussungsapparates bei der Schizophrenie*, veröffentlicht in der *Zeitschrift für Ärztliche Psychoanalyse* gefunden. Emilie hatte mit einem Grafitbleistift folgenden Abschnitt unterstrichen, in dem die mystische Natur des Beeinflussungsapparats beschrieben wird:

„Die Kranken vermögen seine Konstruktion nur andeutungsweise anzugeben. Er besteht aus Kasten, Kurbeln, Hebeln, Rädern, Druckknöpfen, Drähten, Batterien u. dgl. Gebildete Kranke bemühen sich, mit Hilfe der ihnen verfügbaren technischen Kenntnisse die Zusammensetzung des Apparates zu erraten und es zeigt sich, dass mit dem

Fortschritt der Popularität der technischen Wissenschaften nach und nach alle im Dienste der Technik stehenden Naturkräfte zur Erklärung der Funktionen des Apparates herangezogen werden, dass aber alle menschlichen Erfindungen nicht ausreichen, um die merkwürdigen Leistungen dieser Maschine, von der sich die Kranken verfolgt fühlen, zu erklären. Er macht den Kranken Bilder vor. Dann ist er gewöhnlich eine Laterna magica oder ein Kinematograph. Die Bilder werden in der Fläche, an den Wänden oder Fensterscheiben gesehen, sie sind nicht dreidimensional wie die typischen visuellen Halluzinationen. Er macht und entzieht Gedanken und Gefühle. Das geschieht mittels Wellen oder Strahlen oder aber mittels geheimer Kräfte, für die der Kranke mit seinen Kenntnissen aus der Physik keine Grundlage finden kann.“

Emilie war eine schöne alte Frau. Ihre Hände, die Spuren eines schweren Lebens und des Alters hätten aufzeigen sollen, waren erstaunlich jung geblieben, ohne Altersflecken, von Adern durchzogen, aber bis zum letzten Tag gelenkig. All die achtzig Jahre hindurch, wie lange sie gelebt hatte, hatte sie sich nur eines gewünscht: dass ihr Heim, in dem ein Kind dem anderen bis ans Ohr reichte, unter dem Segen von Miriams prophetischer Hand steht. Vor langer Zeit, im Hause ihrer Mutter Rozalia, hing ein tönerner fünffingriger Hamesch an der Wand, versehen mit dem hebräischen Wort *behatzlacha* – viel Glück! Rozalia war eine ungewöhnliche Frau, bei der die Frauen aus Ravna Gora medizinischen Rat suchten; von ihr hatte Emilie ihre sanfte, wohltuende, beschwichtigende Berührung geerbt. Emilie hatte zwei Mädchen – Jelka und Augusta – in Ravna Gora zur Welt gebracht, der Grund dafür war ein einfacher: wie die meisten Frauen, die Rozalia aufsuchten, damit sie ihnen bei der

Geburt ihrer Kinder helfe, fühlte auch Emilie sich bei ihrer Mutter am sichersten, vor allem, als es darum ging, Kinder zur Welt zu bringen.

Im Halbdunkel, bevor sie zum letzten Mal einschlief, besuchte Emilie in Gedanken all ihre lebenden und toten Kinder und alle Enkel. Sie sprach das *Birkat habayit*, das Gebet des Haussegens, denn sie stellte sich das Haus ihrer verstreuten Familie als Ort aller Orte vor, als gemeinsamen Nenner für das Gefühl der Zugehörigkeit, dessen Türschwelle aus dem Material der reinsten Liebe gemacht worden ist. Sie betete, dass durch diese Tür nie Leid eintritt, dass keine Not an sie klopft, dass sie keine Angst bestürmt, dass es im Heim ihrer Liebsten nie zu Streitigkeiten kommt, sondern, dass es vom Segen der Freude und des Friedens erfüllt bleibt. Emilie war – wie immer – bereit, sich für ihr Kind, für ihren geliebten Viktor, zu opfern, er aber war auf eigenen Entschluss gegangen und sie las seine postum veröffentlichte Arbeit mit gemischten Gefühlen: sie war traurig, erschrocken und stolz. Sie hatte nicht alles verstanden, was in Viktors Artikel stand, fühlte aber intuitiv, dass ihr Sohn ein großer Mann gewesen war. Vor mütterlichem Stolz kamen ihr Tränen in die Augen, auf einmal aber begann sie am ganzen Leib zu zittern; als würde sie von Kopf bis Fuß geschüttelt, als würde jeder Teil ihres Körpers, jedes Organ, jeder Bluttröpfchen in ihr Schmetterlingsflügel bekommen, und all das sei in ihrem alten Körper voneinander unabhängig und bereit, alleine davonzuflattern. Ach, was hätte Emilie nicht alles für ihr armes Kind getan! Ihren Körper hätte sie hergegeben für den seinigen, aber dafür war es schon zu spät: er war bereits tot, sie aber bereitete sich erst vor, zu sterben. Emilie befahl ein Angstgefühl, denn sie hatte soeben Viktors Artikel zu Ende gelesen und

die Zeitschrift aufs Nachtkästchen gelegt. Sie konnte sich Viktor beim Aufgeben nicht vorstellen. *Es steckte doch so viel Lebensfreude in ihm!* – erinnerte sich Emilie an Viktors Bubenstreiche. Es befahl sie das unangenehme Gefühl, Viktor habe sich nicht durch eigenen Willen getötet. Was war das für ein Licht, das ihren Kleinen bestrahlt, seine Gefühle und Gedanken gelöscht, seinen Verstand geleert und ihm einen mörderischen Gedanken eingepflanzt hatte? Ihre Seele würde Emilie hergeben für seine Seele, ja wenn es nötig wäre, für immer einschlafen unter dem Lichte der magischen Laterne!

ENDE DES ZWEITEN TEILS

Aus dem Kroatischen von Boris Perić

SIBILA PETLEVSKI

Tabu III:

Dämmerzustand

Kopel Moschkow erinnerte sich an Maša mit Zärtlichkeit, bedauerte jedoch nichts. So hatte es sein müssen. Sie war eine richtige Kostbarkeit, die er auf seinem Weg nach Vollkommenheit aufgeben hatte. Später verkaufte er die Besitztümer seines Vaters und investierte alles in eine Druckerei in Warschau, wo heimlich politische Broschüren gedruckt wurden. Er agitierte von Stadt zu Stadt, versuchte, den Arbeitern beizubringen, wie ein Aufstand zu organisieren sei. Er schloss sich dem radikalsten Flügel der Anarchisten an. Und dann hat er endlich – genauso sagt er es selbst: endlich! – erkannt, dass es in seinem Leben nur eine einzige Alternative gibt: entweder, sich in der Terrorfabrik anstellen lassen, eine Katastrophe entfachen und die Menschheit so rasch wie Möglich in den Abgrund des Verderbens zu schieben, denn das Menschengeschlecht bewegt sich ohnehin Abwärts und kann auf keine Rettung hoffen, oder sich selbst das Leben zu nehmen. Er konnte keine Zeit mehr wartend verlieren. Das Schicksal hatte eiligst zu entscheiden, welche Rolle er spielen werde. Tagelang irrte er umher, erfasst von einem sonderbaren Ich-werde-alles-zerstören-Gemüt, demselben, dessentwegen Auguste Blanqui – Ver-

treter der gewaltsamen Revolution, bekannter unter dem Spitznamen „der Eingeschlossene“, weil er den größten Teil seines Lebens hinter Gittern verbracht hatte – seinerzeit behauptete, in Paris seien fünfzigtausend Menschen immer bereit, ohne richtigen Grund Blut zu vergießen, wenn sie nur ein Zeichen bekämen, einen Wink – ganz gleich was für eines Provokateurs oder Anführers. Kopel Moschkow war zu dem perversen Schluss gekommen, dass wir Menschen, die vorgeben, gut zu sein und denken, wir seien fähig zu lieben, eigentlich ein Leben in einer Menschheit nötig hätten, die leidet und hungert, hasst und tötet, denn nur die Nähe des Unglücks, nur das Gefühl intensiven Schmerzens im Beobachten von Szenen des Verunglückens kann uns dazu bewegen, und der Liebe bewusst zu werden und stärker zu lieben. In diesem kurzfristigen Erguss instinktiver Liebe – dachte Kopel Moschkow – gibt es eigentlich nichts Großartiges, nichts weswegen man stolz sein sollte – nur bloße Mechanik, in der warme Liebe an die Oberfläche spritzt wie Sperma oder Pisse in den Mund einer demütigen Maša, worauf Reue folgt, die gerade mal so lange andauert, bis die Spur der Liebe in Erwartung neuer Anlässe nicht getrocknet ist.

Und so ging Kopel Moschkow von einer zur anderen kaukasischen Stadt, in die ihn seine Parteizentrale geschickt hatte, um dort zu Agitieren, und war von seinen revolutionären Ideen dermaßen verwirrt und verrückt, dass er in gewissen Augenblicken nicht mehr wusste, ob er noch am Leben oder bereits verunglückt sei und sich alles aus einer anderen Dimension ansieht. Er wusste kaum, wo er sich befindet und noch weniger, warum gerade dort. Während einer dieser Irrungen – notierte Kopel in seinem Zeugnis – fand er sich auf der Straße, in der Stadt Baku am Kaspischen

Meer, in einem lauten Gespräch mit einem politischen Gesinnungsgenossen, umgeben von einer Schar Neugieriger, die ihrem lärmenden Disput zuhörten. Damals hatte er zum ersten Mal ein Thema angeschnitten, von dem er wusste, es werde die Geister in Aufruhr versetzen. Laut rief er aus:

„Das wird nicht einfach so über die Bühne gehen! Blut wird fließen! Die Tataren werden die ganze Stadt massakrieren und alles niederbrennen, bis zum letzten Haus! Alle Armenier werden sie umbringen. Sie haben ihnen Hände und Füße abgehackt, jetzt werden sie ihnen Nasen und Ohren abschneiden.“

Jemand aus der versammelten Menschenmenge wiederholte:

„So ist es. Hände und Füße... Nasen und Ohren.“

Und diese Botschaft breitete sich in der Menge aus, als werde sie von einem Echo getragen.

Erst als er einige Tage darauf aus diesem halbbewussten Zustand körperlicher Starrheit erwachte, den er einen todesähnlichen Schlummer nannte, konnte Kopel die Ausmaße der gesellschaftlichen Wirren in dieser unglücklichen Stadt erkennen. Als er auf die Straße ging, schien die Stadt wie ausgestorben. Auf den Straßen lag immer noch eine Menge niedergemetzelter Leichen; die Geschäfte waren geschlossen; immer wieder konnte man Häuser mit aufgebrochenen Türen oder zerschlagenen Fenstern sehen. Wie er erfahren konnte, hatten die Tataren in Tiflis noch schlimmeres angerichtet. Angeblich hatten sie Neugeborene den Hunden zum Fraß vorgeworfen, während sie in Baku die Armenischen Ölpumpen in die Luft gesprengt haben. Das Feuer hatte sich ausgebreitet, sodass die gesamte Ölindustrie zerstört war, worauf Zehntausende ihre Arbeit verloren.

Nichts davon hatte ihn wirklich berührt. Kopel fühlte sich von einer erschreckenden Gleichgültigkeit befallen, er spürte weder Schmerz, noch Zufriedenheit, noch Mitgefühl. Es war dies eine Reaktion auf die vorherige Überspanntheit seines Lebens, sodass er sich zu fragen begann, ob denn die Natur Schranken setze, damit sich der Einzelne nicht über den menschlichen Standard erheben könne? Er fragte sich:

Kann es sein, dass der Zustand, in den ich in Baku verfallen war, eine Art seelischer Synkope ist, eine Art Halbdunkel, in das der Mensch versinkt, wenn sein psychischer Zustand sich der Grenze des Übermenschlichen nähert, so wie es, wenn der Schmerz die Grenze des Aushaltbaren überstiegen hat, zu Schwäche- und Ohnmachtsanfällen, also, einer körperlichen Synkope, kommt?

Er konnte kaum erwarten, dass sich ihm eine neue Gelegenheit bietet, sich dessen zu vergewissern. Er wollte in dieser quälenden Frage auf Nummer sicher gehen, sollte er auch die halbe Menschheit opfern müssen, um Antwort auf sie zu bekommen.

Auch Meerschweinchen werden in laboratorischen Experimenten geopfert. Kopel kam zum Schluss, dass immer jemand geopfert werden muss, wenn man zu einer Lösung gelangen will.

Die erste Gelegenheit, dies zu überprüfen, bot sich, als er wieder in Warschau war, wo am ersten Mai große Demonstrationen stattfinden sollten. Die Arbeiter waren eigentlich noch nicht sicher, ob sie sich auf eine derartige, offensichtlich gefährliche Aktion einlassen sollen, oder ob der Zeitpunkt für diese noch nicht reif war. Kopel war inzwischen ein Meister der Agitation geworden, wie besessen trug er Gründe vor, weswegen man eiligst und unaufschiebbar auf die Straße gehen müsse. Dadurch kam zwar

seine Überzeugungskraft zum Ausdruck, seine Motive aber gingen über die pragmatischen Zwecke hinaus; er glaubte nicht, die Arbeiterrechte ließen sich durch Demonstrationen zu Besseren ändern, eigentlich wusste er, dass dies im Endeffekt zu keiner tiefgreifenden Veränderung führen werde und dass nur ein Kompromiss möglich sei, aber im Mai 1905 war keine Vereinbarung mehr möglich. Nicht einmal für einen Kompromiss sei die Zeit reif, wusste Kopel. Den richtigen Anlass sah er in weit fernerer Zukunft, in der Aussicht auf eine neue Ordnung. Die zukünftigen Träger dieser Ordnung – daran bestand für ihn kein Zweifel – werden nicht zur Gattung Mensch gehören und auf diese auch nicht Rücksicht nehmen. Deshalb war es seiner Meinung nach schon damals gerechtfertigt, ein Blutopfer zu bringen.

An der Menge der versammelten Menschen gemessen, hatten die Warschauer Demonstrationen alle Erwartungen übertroffen. Die engen Gassen waren von Mauer zu Mauer von der lärmenden Menge erfüllt, auf dem Platz, auf dem auch Kopel sich befand, verbreitete sich plötzlich die Nachricht: Die Kosaken kommen! Und sogleich geriet die Masse in Wallung, als würden sich reife Weizenähren im Wind zur Seite neigen. Die Soldaten hatten die Demonstranten umzingelt und zögerten nicht: von allen Seiten hörte man Schüsse und Schreie, als Antworten auf die Schüsse. Viele, darunter auch Kopel, hatten den Boden unter den Füßen verloren und wurden auf den Schultern der zusammengepressten Menge in einer Richtung getragen, die von der Angst bestimmt worden war. Diese Richtung änderte sich schlagartig, denn die Bedrohung kam von allen Seiten. Wenn die Richtung sich änderte, fiel ein Teil der Menschen auf die Erde. Alle, die fielen, wurden zertrampelt. Kopel

spürte, dass er über Hügel aus Menschenleibern ging, unter aber konnte man gar nichts erkennen, so sehr war die Menge zusammengedrängt. Der Druck verstärkte sich gefährlich. In einem Augenblick ließ dieser schreckliche Druck, von dem Kopel annahm, er sei das letzte, was er noch spüren würde, dennoch nach und er hatte den Eindruck, er sei aus einem dichten Wald auf eine Lichtung getreten. Die Kosaken mit ihren herausgezogenen Säbeln metzelten alles nieder, was ihnen in die Quere kam. Ihre Pferde schlugen mit den Hufen und traten alles nieder. Die schrecklichen Schreie, das Röcheln der Niedergemetzelten, das Wehklagen der Verwundeten und Erschrockenen, das Wiehern der Pferde, die bestialischen Rufe der Kosaken in ihrem Dialekt, all das spielte auf seinen Nerven, als sei er in ein höllisches Konzert geraten. Er verstand nur: Los! Schlagt auf sie ein! Tretet alles nieder! – aber diese Befehle verloren die Dimension menschlicher Worte. Als sei sie mit Säure begossen worden, verwandelte sich die Sprache plötzlich in ein bestialisches Zähneknirschen und zischende Onomatopöien. Auf ihrer panischen Flucht drängten sich die Menschen in die Hauseingänge, diese aber waren verschlossen, sodass die ersten vom Druck der Masse zerquetscht wurden, die einzudringen versuchte. Sie zerschlugen die Fenster in den Erdgeschoss und versuchten, die Fassaden zu erklimmen, aber alles war vergebens, weil die Kletterer von jenen zurückgezogen werden, die wie Trauben an ihren Hosenbeinen, Ärmeln und Mantelrändern hingen. Manche, die von den Pferdehufen an die Mauern gedrängt wurden, warfen sich halsüberkopf in tiefe Kellereingänge, falls sie Glück hatten, wie Kopel, während andere, denen Gitter den Weg versperrten, von den Pferden der Kosaken zu einem rosafarbenen Fleischbrei zertrampelt wurden. In seinem

skandalösen Zeugnis beschrieb Kopel später auch das Bild der von der Angst verunstalteten Gesichter, die an ihm vorbeigelaufen waren. Immer wieder traf er sich Auge in Auge mit einem Menschen, dessen Pupillen vor tödlicher Panik wahrscheinlich genauso breit waren, wie die seinigen. Sein Herz schlug wie wild, von unten, aus den Hoden, stieg aber eine Erregung seinen Körper hinauf – eine finstere Ekstase – die ihm einige Sekunden, bevor es ihm gelang, sich durch die Kelleröffnung zu quetschen, Hoffnung gab... Aber das, worauf er gehofft hatte, trat nicht mehr ein: er hatte das Bewusstsein verloren.

* * *

Kopel empfand sich selbst eigentlich nicht als Juden: er war es nur zur Hälfte. Auf jeden Fall hatten die Menschen, mit denen er einst verkehrte, keine Ahnung, wer er eigentlich sei und was für Ideen er habe. In Odessa traf er auf einen seiner ehemaligen Saufkumpane – mit dem er sich betrank und sich mit Huren herumtrieb – einen eingefleischten Antisemiten. Es fiel ihm nicht ein, einem Typen, der die Revolution als „von den verdammten Juden eingebrachte Suppe“ beschrieb, zu erklären, dass gerade er einer dieser verdammten Juden, schreckliche Revolutionäre und Terroristen war, von denen er faselte. Der Typ kannte ihn unter dem Namen Georgi und Kopel fiel es nicht ein, ihn eines Besseren zu belehren. Als sie sich in ein Wirtshaus gesetzt hatten, um etwas zu trinken, erzählte sein alter Bekannter von den Fehlern der politischen Führung. Er war bereits angetrunken, als sie einander begegnet waren und nach einigen Gläsern Wodka neigte er sich zu Kopel, zwinkerte ihm zu und sagte mit verschwörerischer Stimme:

„Aber, wenn die Regierung nicht weiß, was sie tun soll, wissen wenigsten wir, Abhilfe zu schaffen, nicht wahr?“

Kopel tat, als würde er verstehen, wovon dieser Mensch spricht und seine Meinung teilen. Es dauerte nicht lange, da begann der Typ sich zu rühmen, er sei Mitglied eines geheimen Komitees, das „die Sache in die Hand nehmen wird“. Großzügig schlug er vor:

„Georgi, alter Kamerad, ich werde dich mit den Jungs bekannt machen.“

Natürlich sagte Kopel zu und so fand er sich schon am darauffolgenden Tag in einer Gruppe junger Männer, die behaupteten, „alles sei vorbereitet, man warte nur auf die Proklamation.“ Sie beabsichtigten, einen Text zu verfassen und ihn als Flugblatt im Volk zu verteilen, den sie ein „zivilisatorisches Dokument“ nannten. Sinn und Zweck dieser Proklamation, erklärten sie ihm, sei es, den Menschen den Schleier von den Augen zu reißen und ihnen endlich klar und deutlich zu sagen, wer an allem Übel in ihrem Land die Schuld trägt – „und die Schuld tragen die Juden, die geschworen haben, mit den Japanern gemeinsame Sache zu machen, nur um das Heilige Russland zu vernichten.“

Kopel war die Einstellung der Verschwörer sofort klar: es waren schlecht gebildete Menschen – jene, die von den Roten Lumpenproletarier genannt wurden und auf die nicht gerechnet wurde, im Gegensatz zu den Schwarzfähnlern, die meinten, die radikalsten anarchistischen Ziele seien gerade mit Hilfe derartiger analphabetischen, sich ihrer Klassenzugehörigkeit unbewussten, elenden, dem Verbrechen aber nicht abgeneigten Tunichtgute und Tagediebe umzusetzen. Kopel aber – in der gnadenlosen, kompromisslosen, finsternen geistigen Verfassung, in der er sich gerade befand – schienen solche überschäumen-

den Kerle ohne zu viel Hirn, die sich ihrer stählernen Eier rühmten und das auch noch Patriotismus nannten, das ideale Werkzeug für das Hervorrufen eines allgemeinen Kataklysmus zu sein, bevor es zur Errichtung der neuen, höheren Ordnung kommen sollte.

„Georgi hat Hirn, und was für welches“, lobte sein alter Kamerad Fedja Kopels intellektuellen Fähigkeiten, sodass ihm die Jungs aus der Gruppe der Schwarzhunderter anboten, für sie ein paar Proklamationen zu schreiben. Es wäre ihnen nicht im Traum eingefallen, dass sich ein schwarzfähnlerischer Anarchist in ihre Reihen hätte einschmuggeln können. Kopel nahm das Angebot sofort an, denn das Verfassen eines solchen Texts, der ausschließlich der Entfaltung niedrigster Leidenschaften dienen sollte, erschien ihm als erste – einmal hat er das genau so gesagt – „als erste größere Arbeit in der Terrorfabrik“. In der Zeitung, die *Odesskie dni* hieß, war bereits ein Artikel erschienen, in dem die Schuld für das Feuer und die Ausschreitungen im Hafen bezüglich des Panzerkreuzers Potemkin und dessen meuternder Matrosen ausschließlich den Juden gegeben wurde. Aufruhr und Blutvergießen überhaupt brauchen einen Anlass, der Grund dafür ist stets weniger wichtig, dachte Kopel. Sogar, wenn es um den unmittelbaren Anlass der Meuterei an Bord der Potemkin ging, konnte daran gezweifelt werden, ob die Matrosen wegen des vergammelten Fleisches die Geduld verloren hatten, ob sie verhindern wollten, dass eine Gruppenexekution jener stattfindet, die es abgelehnt hatten, dieses Fleisch zu essen, oder ob es sich um ein Sinken der Moral handelte, sodass eigentliche Grund für den Aufstand die Katastrophe war, die die russische Schwarzmeerflotte im Mai in der Schlacht um Tsushimu erlebt hatte. Wäre es der Centralka, einer Gruppe, die von

einer Kette von Aufständen auf allen Schiffen der Schwarzmeerflotte und der Vereinigung der Matrosen mit den Revolutionären an Land träumte, tatsächlich gelungen, das Geplante zu Organisieren, und sei es nur auf einem Schiff, wie die *Potemkin* es war, wäre die russische Marinekommandantur im Krieg gegen die Japaner nicht so erfolglos gewesen. Aber auch das Gammelfleisch als unmittelbarer Anlass war nicht zu unterschätzen.

Im Juni 1905, am 26. nach dem alten, beziehungsweise am 13. nach dem neuen Kalender, töteten die Kosaken einige Metallarbeiter, die noch seit den Maidemonstrationen hartnäckig streikten. Am folgenden Tag beschlossen die Arbeiter, dafür Rache zu nehmen, indem sie die Produktion in den Fabriken massenhaft einstellen und die Polizei mit Steinen bewerfen würden, als der Kreuzer *Potemkin* aber im Hafen von Odessa angelegt hatte, wurden die Menschen von einer völlig zwecklosen, ekstatischen Neugier erfasst, sodass sie zum Anlegeplatz eilten, was den Streik dann eigentlich vermässelt hatte. Eine Menge Dockarbeiter, vermischt mit sogenannten „Menschen ohne bestimmtes Gewerbe“, begann die Baracken im Hafen in Brand zu legen, sodass die Armee einschreiten musste. Um die tausend Menschen kamen in den Unruhen ums Leben oder wurden verwundet. Die *Odesskie dni* schob auf mehreren Seiten die Schuld dem jüdischen Selbstschutzkomitee und den Gymnasiasten in die Schuhe. Kosubow, der Befehlshaber der Gendarmerie, erklärte, für die Brände im Hafen seien ausschließlich die Juden verantwortlich.

Kein Wunder, dass unter den Leuten wieder das Wort Pogrom zu hören war. Immer lauter sprach man darüber, dass es in dieser Stadt „kein Leben mehr gäbe für ehrliche Christen“, aber, Hand aufs Herz, nur ein kleiner Teil

der jüdischen Bevölkerung war wirklich reich; die meisten waren arme Arbeiter oder Kleinhändler aus der Mittelklasse, die genauso schwer lebten, wie Russen, die in den gleichen Eigentumsverhältnissen lebten. Seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hatte es in Odessa schon mehrere Pogrome gegeben, sodass es schon anhand dieser Erfahrungen schien, es werde nicht so schnell zu einem Blutbad kommen – obwohl alle Bürger tief in ihrem Inneren wussten, das es unvermeidlich war. Es benötigte noch mehrmonatiger Konflikte mit der Polizei, organisierter Studentenversammlungen und Arbeiterstreiks, damit sich die Atmosphäre zur Gänze zuspitzt und polarisiert, sodass sich zwei bewaffnete Gruppen bilden: patriotische Extremisten einerseits, Studenten und verschiedene durch die Idee der Revolution verbundene Gruppen andererseits. Und dann erließ Zar Nikolai II im Oktober das Manifest über die Perfektionierung der staatlichen Ordnung, das – zumindest auf dem Papier – die Versammlungs-, Presse-, Religions- und Meinungsfreiheit garantierte. Erfasst vom Fieber der Begeisterung gingen die Menschen auf die Straße und gratulierten einander als sei es ein Feiertag. Bald wehten die roten Fahnen und man konnte Slogans hören, wie: „Nieder mit der Autokratie!“, „Es lebe die Freiheit!“, „Nieder mit der Polizei!“, und jemandem fiel es sogar ein, Bilder des Zaren Hunden an die Schwänze zu binden. Eine Gruppe junger Juden setzte sich mit einer Gruppe von Arbeitern auseinander, die es abgelehnt hatten, vor der roten Fahne die Mütze zu ziehen. Harte Worte waren zu hören, Flüche, ein-zwei Schüsse, dann aber verflüchtigten sich die beiden Gruppen. Eine andere bewaffnete Gruppe geriet mit der Polizei in Konflikt. Und so mehrmals täglich, an verschiedenen Orten in der Stadt, sodass es bis zum Abend mehrere

Dutzend verwundete und vier tote Russen zu verzeichnen gab, was nicht ohne Nachspiel bleiben konnte. Am nächsten Morgen, gegen zehn Uhr, begann sich im Hafen eine Menschenmenge zu versammeln: den Dock- und Bauarbeitern hatten sich Fabrikarbeiter, Verkäufer, Handwerker und deren Gehilfen angeschlossen. Es standen natürlich auch Gruppen von Nichtstuern umher. Die Jungs vom Schwarzen Hundert aus Odessa verteilten Ikonen, Fahnen, Portraits des Zaren, Wodka, Geld und Waffen, sodass immer mehr passiver Beobachter an der Prozession teilnahm, die Kurs aufs Rathaus nahm, unter lautem Geschrei:

„Alle soll man sie umlegen!“

Als sie im Rathaus angekommen waren, entfernten sie dort die rote Fahne und hissten wieder jene des Zaren. Dann gingen sie zur Kathedrale, wo sie der Gouverneur von Odessa, Grigori Neidhardt erwartete, der vor die versammelte Masse trat, sie als Patrioten begrüßte und zur Gedenkfeier einlud. Nachdem den Toten die letzte Ehre erwiesen und eine kurze Messe zelebriert wurde, begab sich die Prozession in die Innenstadt von Odessa. Kopel war dabei, als von irgendwo her, von oben, von einem Dach, plötzlich ein Schuss zu hören war. Ein Junge von zehnzwölf Jahren, der eine große Ikone trug, fiel tot um. Er war eines von vielen hungrigen städtischen Waisenkindern, die, zu kleinen Banden organisiert, bettelten und stahlen. Niemand sah, wer geschossen hatte, aber da gab es keinen Zweifel mehr: alles deutete auf die Juden aus der Selbstschutzgruppe hin.

Ein totes Kind mit einer Ikone in der Hand, gerade wo sie auf dem Rückweg von der Kathedrale waren! Konnte denn irgendetwas auf der Welt die Menge mit so entsetzlichem, gerechtem Zorn erfüllen, wie diese Szene? Das Schwarze

Hundert und noch einige organisierte patriotische Gruppen waren mit Gewehren bewaffnet, die Übrigen hatten alles mitgenommen, was ihnen passend erschien: Knüppel, Seile, Werkzeug, Äxte und Messer. Die selbstorganisierte Gruppe aus dem Zentrum von Odessa vermischte sich mit den Massen, die vom Rathaus und der Kathedrale vorbei zu den Docks gekommen waren und Nachricht vom Mord an dem jungen Gerechten brachten. Es begann mit dem Zerschlagen der Auslagen jüdischer Geschäfte und dann begann die Menge, sich am Mobiliar auszulassen. Kopel schien, es gäbe darin eine gewisse Gier; dass nur eine gierige Sensation die Menschen dazu verleiten könnte, Tische zu zerhacken und tapezierte Sessel zu zerschneiden, als seien diese Möbelstücke Lebewesen, denen die Gedärme herausgerissen und die Beine gebrochen werden. Nachdem sie mit den Sachen fertig waren, nahmen sie sich der Menschen an: wie winselnde Hundewelpen und Ratten zogen sie sie aus allen Ecken und Winkeln hervor, in denen sie sich zu verstecken versucht hatten. Sie rissen ihnen die Kleider vom Leibe und schlugen sie mit allem, was ihnen zur Hand war. Jeder Mensch aus dieser rasenden Menge schlug und tötete nach Gutdünken, und darin schien es mehr Kreativität zu geben, als Kopel jemals vermutet hätte. Das waren doch einfache Menschen! Woher so viel Eigenständigkeit beim Töten, fragte er sich. Einer entriss einer Mutter ihr Kind und schnitt ihr die Brust ab, an der sie es gestillt hatte. Andere hatten ein Mädchen nackt ausgezogen und trieben es mit Peitschen auf die Straße. In einem Viertel hatten sie eine ältere Jüdin aus ihren Geschäft gezogen, ihr Hände und Füße verbunden, sie an einen Wagen gebunden und dann die Pferde zuerst in Trab und danach in Galopp gesetzt. Kleine, barfüßige städtische Waisenkinder liefen so lange

sie konnten dem Wagen hinterher und schlugen mit Ruten auf ihren Körper ein. Und es wurde erzählt – Kopel hatte das nicht gesehen, aber nach dem zu urteilen, wovon er aus erster Hand Zeugnis abgelegt hatte, konnte er annehmen, dass auch das, worüber später mit Grauen gesprochen wurde, stimmte – es wurde, also, erzählt dass eine Gruppe von Bürgern eine Frau an den Beinen am Balkon ihres Hauses aufgehängt hatte. Unten, im Hof, waren die toten Körper ihrer drei geschlachteten Kinder aufgestapelt, sodass sie sie hängend sehen konnte. Vor Gericht schrie Kopel:

„Ich habe diese fünfzigtausend Menschen gesehen, die Blanqui erwähnt; mit meinen eigenen Augen habe ich fünfzigtausend Menschen gesehen, die nur so töten können – nur auf einen einzigen Wink hin. Neunzig Prozent von ihnen hatten keinerlei Probleme mit den Juden als solchen, sie haben sie nicht gehasst und doch haben sie – nur auf einen Wink hin – einen höllischen Antisemitismus verspürt. Sie hätten sich auch irgendjemand anders vornehmen können – nicht notwendigerweise die Juden aus ihrer Nachbarschaft. Sie konnten sich gegen die Kapitalisten stellen, gegen jene 0,5 Prozent der Einflussreichsten und Wohlhabendsten, hätte es ihnen die Polizei nur erlaubt. Es geht darum, dass ihnen die Polizei ein Pogrom gegen einfache Menschen erlaubt hat. Dieselbe Polizei hatte sehr gut gewusst, was sie ihnen nicht erlauben durfte. Wie immer, hatte die Polizei den Befehl bekommen, wen sie vor dem Zorn der Menge in Schutz nehmen soll... Pfui, widerliches Gesindel!“ Kopel spuckte auf einen der beiden Polizisten, die ihn festhielten. „Unterwürfige Hunde! Verfickt euch!“

* * *

Kopels Beichte, oder Zeugnis, wie auch immer man es auffassen mag, übersetzend, sah sich Natalia gezwungen, sich endlich mit einem Gegenstand auseinanderzusetzen, den sie tief in Dunkel absichtlichen Vergessens verdrängt hatte. Es war das Tischbein, mit dem die Schwarzhundertler ihre Mutter vergewaltigt hatten.

Eine gierige Sensation. Das ist es. So fängt es an. Dieser Mensch ist wieder mal im Recht. Das blutige Ritual beginnt mit einer gierigen Sensation im Demolieren – dem Zerhacken und Zerreißen von Möbelstücken – all jener Objekte, die zivilisiertes Leben in einer familiären Gemeinschaft gewährleisten, all jener Gegenstände, die die wütenden Gewalttätigen, als sie noch Kinder waren, nicht beschädigen durften, sei es beim Spielen oder aus Unachtsamkeit, weil ihre Mütter und Väter sie dafür bestraft hätten. Und jetzt liegt diese Mutter – jemand anders Mutter, die bei anderer Gelegenheit, dessen sind sie sich bewusst, auch ihre Mutter sein könnte – auf dem Bauch und hat blutige Schenkel und sie ritzen ihr mit dem Messer ihr Zeichen in den Rücken. Ihr Zeichen. Das Zeichen des Schwarzen Hunderts. Das könnte aber auch irgendein anderes Zeichen sein, nicht wahr? Irgendeins.

Aber seht euch doch diese Schlächter an! Dieser fürchterliche Mensch, der mit ihnen gewesen ist und der in bestimmten Fällen vielleicht dasselbe getan hat wie sie, wendet sich in diesem Zeugnis, das ich jetzt übersetze, an den Leser... ich könnte sogar sagen, er wendet sich direkt an mich und sagt, als wolle er sich vor mir rechtfertigen:

„Aber seht euch doch diese Schlächter an! Seht euch ihre Physiognomie an! Da gibt es keine Spur von Grausamkeit – nur Leiden, unerhörtes Leiden zeichnet sich auf ihren Ge-

sichern ab! Die Angst vor dem Tod und der Schmerz ihrer Opfer bereiten für sie unbeschreibliche Qualen vor! Meinen sie nicht, dass diese Menschen in ihre Häuser zurückkehren und dort enorme seelische Qualen durchmachen werden? In ihrer Phantasie werden sie stets den letzten, flehenden Blick ihres Opfers sehen, vorwurfsvoll und übelnehmend, direkt auf sie gerichtet! Was für einen Hass, was für eine Verachtung werden sie der Bestie gegenüber empfinden, die in ihnen erwacht war? Sie werden das Bedürfnis verspüren, sich selbst ins Gesicht zu spucken, sich selbst zu schlagen, sich aufzuhängen! Vor jedem, den sie treffen, werden sie den Blick zu Boden senken, denn sie werden denken: Der weiß, dass ich Menschen getötet und sie auf grausamste Weise gefoltert habe und eigentlich hatte ich persönlich gar nichts gegen sie; der weiß, dass ich sie wegen eines triebhaften Bedürfnisses nach seelischer Qual getötet habe, denn ein Pol meiner Zweiheit hatte sich jeglicher Kontrolle entzogen.“

Natalija wurde das Gefühl nicht los, Kopel werde vom gleichen Problem geplagt, wie die Menschen, über die er schrieb. Auch er war ein Verbrecher. Ja sogar wenn er nur danebengestanden und selbst gar nichts unternommen hätte – er wäre ein Verbrecher.

Und woher nimmt er dann das Recht, sich als etwas Besseres zu empfinden, etwas Höheres als sie? Woher nimmt er sich das Recht, sie gleich zu Verachten – die Opfer und ihre Henker? Denn er meint, er sei anders; er verachtet die Opfer, die erniedrigt um Gnade flehen und mit jedem Akt der Erniedrigung bei ihren Henkern die gierige, mörderische Ekstase noch stärker entflammen. Er verachtet auch die Henker, die sich einem blinden, bestialischen Impuls hingeben und nachdem sie an dieser satanischen Orgie des Leidens teilgenommen haben, schon am nächsten Tag vor

ihrem Gott auf die Knie fallen und ihn um Vergebung anflehen. Er nennt sie alle unbewusste, instinktive Masochisten und verachtet ihre Schwäche. Er verachtet die Schwäche der dummen, führungsbedürftigen Massen und er möchte, dass sie mit den Fingernägeln im Schmutz kratzen und um Gnade winseln. Meint er denn, er sei stärker als sie, nur weil es keinen Gott mehr gibt, vor dem er niederknien könnte? – all das fragte sich Natalia.

Sie fühlte sich als Vertreterin der Menschheit; in sich hörte sie Millionen menschliche Herzen schlagen. Die Menschen taten ihr leid. Sie fühlte sich in gleichem Maße Christin und Jüdin, Kapitalistin und Proletarierin, Mann und Frau, und als sie über dem Schicksal der Menschheit in Tränen Ausbruch, weinte sie eigentlich wegen sich selbst, denn sie fühlte sich, als habe sie weder der liebe Gott, noch ihr Vater erschaffen, sondern dieser blutige Gegenstand, an den sie sich nicht einmal erinnern wollte – dieses Stuhlbein, mit dem ihre Mutter vergewaltigt wurde, dieses abgebrochene Glied der Zivilisation, die für immer verschwindet – das war ihr Schöpfer. Ein Stück stumpfen Holzes. Ein blutiges Götzenbild.

* * *

Kopel Moschkow wurde aus dem Gefängnis Krankenhaus in die psychiatrische Klinik St. Nikolaus in Sankt Petersburg überführt, aus der er nach Genf floh, wo er die Zeitschrift *Buntar* herausgab, was soviel bedeutete wie Rebell. In Wien schloss er sich 1907 einer Gruppe russischer anarchistischer Kommunisten an. Am Ende desselben Jahres nahm er an der Organisation von militanten Gruppen in verschiedenen Städten im Süden Russlands teil, dann floh er kurzfristig abermals über die Grenze, kehrte zurück, wurde verhaftet

und wegen Mangels an Beweisen freigelassen, um im Herbst 1908 nach Russland zurückzukehren, von wo er terroristische Anschläge plante und koordinierte. Die Polizei hatte Kopels geheimes Versteck in Wynnizja, einer Stadt an den Ufern des Südlichen Bug, im Gouvernement Podolien in der mittleren Ukraine entdeckt. Kopel hatte sich mit zwei Kammeraden – Lifschitz und Lissjanski – in einer Wohnung verbarrikadiert. Der Schusswechsel dauerte volle dreizehn Stunden. Als die Situation für Kopel ausweglos wurde, jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Vor seinem Selbstmord legte er einen Brand.

Natalia hatte nie erfahren, wer Kopel Moschkow gewesen ist, weil im Text, den sie übersetzte, nur seine Initialen standen und sogar diese waren aus dem Polizeibericht falsch abgeschrieben, aber nach Kopels Zeugnis war sie nicht mehr dieselbe. Sie schämte sich, denn sie hatte einem unbekanntem Menschen gestattet, durch Übersetzung in ihre Intimsphäre einzudringen und so ihre Ruhe zu stören, dieses mühevoll erreichte Gleichgewicht zwischen Vergessen und Selbstvergessenheit, eingehüllt in das Samt tauber Stille, das sie in der alltäglichen Kommunikation vor der lautlichen Gewalttätigkeit der Wörter schützte. Kopel war stürmisch in sie eingedrungen und ihr Körper bebte in einer Reihe flacher, aber unaufhaltbarer Wellen der Erregung, wie sie sie niemals zuvor verspürt hatte. Zum ersten Mal war sie mit einem Mann zusammen. In Gedanken, aber bis zum Ende. Sie brauchte Rat. Vergeblich versuchte sie, Viktor Tausk zu erreichen – einen der zahlreichen Ärzte, die sie besucht und in die sie Vertrauen gewonnen hatte. Er befand sich zu dieser Zeit, nach seiner Ehekrise auch selbst seelisch zerrüttet und mit einem Lungenfleck, im Sanatorium Ahrweiler am Rhein. Natalia war aber hartnäckig –

sie brachte seine einstweilige Adresse in der Heilanstalt in Erfahrung und schrieb ihm einen Brief. Viktor hatte nicht die Kraft, sich mit fremden Sorgen zu befassen, sodass er den Brief nur überflog und ihn nicht einmal beantwortete. Sein Gespür sagte ihm, dass es da interessantes Material für eine künftige Untersuchung geben könnte, er hatte aber die Gewohnheit entwickelt, jede, ja sogar die geringste Tagesaufgabe, die sich ihm stellte, auf später zu verschieben. Alles verschob er „auf Morgen“. Natalia hatte sich wie ein Gespenst bei ihm gemeldet, ein blasser Geist, der ihn mit Dingen heimsucht, die er nicht zu verstehen in der Lage ist. So schrieb er auch an seine Frau Martha, von der er sich zwar schon getrennt hatte, aber trotzdem in diesen Momenten der Trennung am ehrlichsten kommunizierte:

Ich kann Menschen nur schwer verdauen. Vielleicht mag ich sie überhaupt nicht.

Aus Natalias Brief war nicht klar ersichtlich, wovon sie eigentlich spricht, umso mehr, da Viktor das Buch noch nicht beschafft hatte, das sie erwähnte und dass sich mit dem sexuellen Leben in der modernen Epoche befasste. Es war ihm auch nicht völlig klar, was ihre Übersetzung der Beichte dieses Anarchisten damit zu tun hatte. Außerdem, es ekelte ihn vor jeder Art „pamphletistischen Idealismus“, der seiner Meinung nach entweder zum politischen Extremismus führte, oder zu einem schmachvollen Abkommen, meistens aber zu beidem. Parolen brüllen, Fahnen schwenken, auf dem Recht auf dies oder das bestehen. Unsinn! Die Menschen sind sich gar nicht bewusst, in welchem Maße sie manipuliert sind.

„Um Menschenrechte zu haben, musst du zuerst Mensch sein!“, sagte Viktor 1906, nur um seinen jüngeren Bruder Mirko zu ärgern, der nicht einmal volljährig war, als er an

den Vorbereitungen für einen Generalstreik in Sarajevo teilnahm und zwar als einer der Organisatoren.

Mirko, der damals schon Anarchosyndikalist war, retten nur die guten Beziehungen ihres Vaters Hermann vor dem Gefängnis. Später ging Viktors Bruder dann nach Wien und studierte dort – was sonst? – Jus. Schnell hatte er begriffen, dass das nicht das richtige Studium für ihn war. Journalistik interessierte ihn mehr.

„Das ist kein Journalismus, das ist politische Agitation“, neckte Viktor Mirko, er tat dies aber mit den besten Absichten, aus dem zärtlichen Bedürfnis, ihn zu beschützen.

Viktor hatte auch selbst einen exzessiven Charakter, neigte dazu, sich auf unbedachte seelische und körperliche Abenteuer einzulassen, und so wollte er eben nicht, dass sein jüngerer Bruder in seine Fußstapfen tritt. Noch schlimmer wäre es gewesen, wäre er Mitglied einer terroristischen Zelle geworden, aus der es keine Rückkehr mehr gibt, ist man einmal darin verwickelt. Allerdings konnte auch das passieren, wovor Viktor am meisten Angst hatte: Mirko war in Wien mit einer Gruppe russischer anarchistischer Kommunisten in Kontakt gekommen. Der Zufall wollte es, dass er einmal sogar Gelegenheit hatte, sich mit Kopel zu unterhalten, die beiden hatten aber nichts gemeinsam. Tief in seinem Inneren war Mirko eine lyrische Natur, in seinem Handeln jedoch war er Pragmatiker. Herz und Verstand setzte er für ein sehr klares Ziel ein: dem kleinen Mann zu helfen, für den Arbeiter zu kämpfen. Kopel war in der Seele ein Dämon und ein Zyniker im Handeln. Hätten sich zufällig, statt Mirko und Kopel, Viktor und Kopel getroffen, in einer anderen Zeit, denn für ein solches Treffen hätten beide nicht nur das durchmachen müssen, was sie durchgemacht haben, sondern es auch überleben, hätten sie

feststellen müssen, dass zwischen ihnen mehr Ähnlichkeit besteht, als sie es sich hätten eingestehen wollen. Beide hatten sich selbst – jeder zu seiner Zeit, Kopel in den Jahren der ersten russischen Revolution und des russisch-japanischen Krieges, Viktor während des Ersten Weltkriegs – bis an den Rand des Abgrunds gebracht. Beide waren – allerdings, auf verschiedene Weise, aber dennoch – jenem Dämmerzustand verfallen, wenn die Synkope des Körpers jener des Geistes den Weg ebnet und wenn es keinen Ausweg mehr gibt, als in den Abgrund zu springen, in dem man bis zum Boden fallen, oder aber im luftleeren Raum schweben bleiben kann, als ein vom Menschen verschiedenes, stärkeres, aber nicht notwendigerweise besseres übermenschliches Wesen. Viktor hatte 1907, während der ersten für ihn wirklich schweren Periode, als er nicht sicher war, ob er Anwalt sei, oder Schriftsteller, oder Psychoanalytiker, in seinem Familiendrama unter dem Titel *Halbdunkel* durch eine seiner Figuren, der er als Person am ähnlichsten war, gesagt:

Es ist nur eine Frage des Augenblicks, wann die Vernunft alles, was man sehen kann, in ihr Halbdunkel hüllen wird, und dann bleibt uns nichts anderes übrig, als das, was der Mensch tut, wenn er einen Absatz findet und sagt, dass dazu ein Schuh gehört.

Die Jahre der Erfahrung brachten Reife, häuften Niederlagen und Enttäuschungen an, sodass Viktor nach dem Ende des Ersten Weltkriegs das Gefühl hatte, er müsse einen längst begonnenen Gedanken zu Ende bringen. Auf der Rückseite einer Theaterzeitschrift schrieb er mit nervöser Handschrift:

Es wird die Zeit der Apokalypse des Geistes sein, die Dämmerung des Pflichtgefühls und die Zeit der völligen Niederlage der Menschlichkeit im Namen des nackten Überlebens.

* * *

↳ SIG – KRAFT

Wenn ich einen Freund und Geliebten in die Schlacht führe; singe ich in den Schild, dass er siegen und das Glück ihm hold sein möge.

Wenn von Franz die Rede ist, konnte man sich niemals sicher sein: sein Gehirn war schlau, unter Hypnose und ohne sie. Er schaute Doktor Tausk mit seinen Porzellanblauen Augen an. Er fixierte ihn lange und eindringlich, dann spitzte er seine feinen, mädchenhaften Lippen, schob das sanfte Doppelkinn hinaus und erklärte stolz:

„Ich bin ein Soldat aus der Kompanie der Zukunft.“

Sollte es seine Absicht gewesen sein, den Doktor zu beeindruckend, das war ihm zweifellos gelungen. Viktor war von der Dummheit dieses Satzes dermaßen entwaffnet, dass er in ein lautes Gelächter ausbrach und dabei seinen Tee auf die Papiere auf seinem Schreibtisch vergoss.

„Entschuldigen Sie“, sagte er, beschämt wegen seiner unprofessionellen Reaktion.

Franz war ein großer Liebhaber von Guido Karl Anton List. Dieser österreichische Ledergalanteriekaufermann, Amateurdichter, Autor von Romanen über die römische Stadt Carnutum, Alpinist und ab und zu auch Dramatiker, veröffentlichte Artikel in den Blättern *Neue deutsche Alpenzeitung*, *Heimat*, *Neue Welt* und noch einigen Drucksachen, darunter der okkulten Zeitschrift mit dem bezeichnenden Titel *Prana*. Immer öfter fügte er seinem Namen die Bezeichnung für den Adelstand – von List – hinzu und obwohl der österreichische Adel einen Prozess zur Feststellung der Wahrheit seines Titels eingeleitet hatte, erklärte er, seine

Vorfahren hätten ihn abgelegt, als sie ein Wirtshaus eröffnet hatten. Er legte Beweise bei, etwa den Familienring, auf dem ein Wappen mit zwei tollwütigen Füchsen auf einem schachbrettartig aufgeteilten Feld zu sehen war, ein Bild, das, wenn alten Chroniken Glauben zu schenken ist, den Schild des mittelalterlichen Ritters Burckhardt von List zierte.

Viele junge Männer steckten Guido von Lists Buch mit dem Titel *Geheimnisse der Runen* in ihren Soldatenranzen und kamen mit ihm in einem verregneten Schützengraben ums Leben. Viktor hielt ihn für einen Scharlatan. Es wurde ihm übel von der immer größeren Zahl eingefleischter „Runosophen“, die sich von der Schönheit des Runenschrift und dem mythischen Erbe des reinen germanischen Blutes bezaubern ließen. Er war unangenehm überrascht, als er begriffen hatte, dass Franz, den er trotz aller Vorbehalte hinsichtlich seines schlechten Charakters für einen hervorragenden Intellektuellen hielt, Lists pseudowissenschaftliches Gequatsche liest und sich noch dazu vorbehaltlos dafür begeistert. Viktor war überzeugt, Lautner sei ein jüdischer Name und auch Franzens Faszination mit der deutschen Rasse schien ihm, seit er ihn kennengelernt hatte, irgendwie übertrieben, ja sogar etwas grotesk:

Der Patient hat eine Theorie über zwei Gruppen der Lautner entwickelt; die einen wurden nach der deutschen Ortschaft Lauten benannt, aus der sie abstammen, die anderen, die ihren Namen manchmal auch als Lautenschläger schreiben, wurden nach der Laute benannt, einem Instrument, das von ihren Vorfahren gespielt wurde. Der Patient behauptet, seine Vorfahren seien der Abstammung nach Steirer gewesen. Jegliche Beziehung zum Judentum lehnt er kategorisch ab. Er sagt auch, dass einige Lautner vor ihrem Nachnamen ein Von tragen und edlen Blutes sind, was

bei ihm allerdings nicht der Fall ist. Auffällig ist, dass sich der Patient in einen Disput verwickelt, den er allem Anschein nach mit jemandem früher schon geführt hatte, sodass er das Thema mit der Zeit gut bewältigt hat, nicht aber das mit ihm verbundene Unbehagen. Er spricht in einer Tonart, als würde er sich vor etwas verteidigen.

Franz hat bei einem Vortrag Von List auch persönlich kennengelernt und dabei war er – seinen eigenen Worten zufolge – „dermaßen hingerissen, dass er, noch während er dem Vortrag zuhörte, zum „überzeugten Armanisten“ wurde. Und mit der Zeit wurde er auch in die Mitgliedschaft des Hohen Armanenordens aufgenommen, des engsten Kreises von Lists Gesellschaft. Viktor schien diese Behauptung wenig glaubwürdig, er fragte sich, wodurch es dieser junge Mann verdient haben konnte, dass ihn Leute, deren Einfluss in Österreich und Deutschland groß war, sodass sie ihre „Ritterschaft“ nur auf vier Arten verdienen konnten – durch Geld, politische Funktion, gesellschaftliches Ansehen oder adlige Abstammung – ihn in ihre Reihen aufnehmen. Worin könnte denn ein Lautner, Sohn eines Stallknechts, dem Industriellen Friedrich Wannieck, dem Berliner Verleger Philip Stauf, dem Vorsitzenden der Deutschen Liga in Nordmähren Hermann Brass, dem Ideologen der völkischen Bewegung in Kassel Oberst Karl Hellwig, dem bekannten Theosophen Franz Harman, dem Anführer des vegetarischen Mazdaznan-Kults in Zürich Karl Heise oder dem Fachmann für Ahnenforschung Bernard Koerner ebenbürtig sein?

Franz hatte nur durch Schlaueit in diese Gesellschaft aufgenommen werden können: als heuchlerischer Fuchs. Er konnte behauptet haben, er sei die Reinkarnation eines uralten germanischen Kriegers; ein Zeitreisender, beseelt

von Wotans göttlichem Geist. Ich kann diesen Lautner nicht ausstehen. Es würde mich nicht wundern, wenn er Von List und seinen Freunden zur Sonnenwende im Sommer 1911. am Heidentor tatsächlich „erschieden“ wäre – in einer pathetischen Stellung, angelehnt an eine einstürzende Säule des Tores, in Lists Lieblingsstadt Carnuntum, der Hauptstadt der einstigen römischen Provinz Panonien, an der Vormauer der barbarischen Einöde. Dieser Schuft weiß sehr wohl, dass List mit seinen Anhängern immer wieder die Orte aufsucht, an denen er zum ersten Mal von seinen romantischen „Erinnerungen“ an die glorreiche teutonische Vergangenheit befallen wurde.

Viktors Meinung von Franz Lautner wurde zunehmend schlechter. In sein Tagebuch notierte er etwas, was, wäre es bekannt geworden, seine ärztliche Glaubwürdigkeit gefährdet und seine Fähigkeit, sich mit diesem Patienten zu befassen, in Frage gestellt hätte. Er schrieb kurz und bündig:

Ich hasse ihn Abgrundtief.

In offiziellen psychologischen Schriften hielt er sich an die akademische Sprache, obwohl es gelegentlich auch dort sichtbar war, dass er nur mit Mühe dem Ausdrücken seiner persönlichen, betont voreingenommenen, man könnte sogar sagen, absichtlich voreingenommenen Einstellung widerstehen konnte. Die regressive Therapie – als Weg in Franzens Vergangenheit – zog mit jeder neuen Sitzung den Arzt und seinen Patienten immer tiefer und tiefer in einen Raum, in dem sich keiner der beiden mehr sicher fühlen konnte. Für Doktor Tausk war das eine unerforschte Zone, wo sein „Gegenspieler“ Vorrang hatte, weil er auf „eigenem Terrain“ kämpfte. Für Franz war das eine gefährliche Erfahrung, weil er sich erneut mit den schwärzesten Momen-

ten seines Lebens konfrontieren musste, den unangenehmsten Bildern seines Unterbewusstseins und den schändlichsten Gedanken, die ihm je in den Sinn gekommen waren.

Ja, der Patient ist unlängst mein Widersacher geworden. So etwas habe ich nicht erwarten können. Nichts hätte mich auf eine derartige Wende vorbereiten können. Keine Erfahrung, keine Bildung. Jetzt ist es eine Situation, in der wir im Dunkel stehen – einer gegen einen – mit einer fünfzigprozentigen Chance, die Kontrolle zu verlieren. Verirren wir uns dabei und gehen verloren, gibt es kein Zurück mehr. Das wird schlimme Folgen haben. Die zähnefletschenden Geister jener Geschichte vor der Geschichte, in der wir in der Zeit vor jeglicher Zivilisation, Technologie und ihrer trügerischen Sicherheit gelebt haben, werden uns verschlucken. Wir sehen Krieger mit Keulen, die mit blauer Farbe Mäander und Ellipsen auf ihre haarigen Brüste gemalt und sich mit glühendem Eisen Buchstaben in die lebendige Haut gebrannt haben und meinen, nichts davon ginge uns mehr etwas an, dann aber tauchen in unseren Träumen die Ungeheuer unseres mütterlichen Urbewusstseins auf und wir begreifen auf einmal, dass es nicht mehr ein Traum ist, dass wir uns selbst zu Kopfe gestiegen sind, als wir uns draufgängerisch vorgenommen hatten, alles zu verwirklichen – also, auch sie, unsere Monster. Wir haben sie aus uns selbst herausgezogen. Wir haben zugelassen, dass sie zum Leben erwachen. Und sie sind gekommen! Sie sind da. Sie sind unter uns. Wir haben sie erschaffen. Sie gehören uns. Wir sind sie. Nicht nur Franz ist schlau. Wir sind es beide. Wer wird als erster nachgeben? Zum Teufel, warum haben wir überhaupt mit diesem Spiel angefangen?

Allein das Erwähnen von Schlaueit in Verbindung mit Franz könnte uns dazu verleiten, anzunehmen, Doktor Tausk habe hinsichtlich dieses Falles seine Bedenken gehabt; dass er sich gefragt haben konnte, ob Franz sich nicht doch nur „krank stellt“. Trotzdem wäre es falsch, zu diesem Schluss zu kommen. Der Doktor hatte bei Franz – außer durch einen Granatenschock verursachter neurologischer Probleme – eine schwere Persönlichkeitsstörung diagnostiziert, an der zu allem Übel noch eine Kriegspsychose klebte. Er zweifelte nicht daran, dass Franz Hilfe nötig habe, war aber nicht sicher, ob er ihm tatsächlich helfen wolle. Er hatte viele ähnliche Fälle gesehen, und doch gab es im Fall Lautner etwas Besonderes:

Bei den Patienten, die er selber zu beobachten Gelegenheit hatte, war Hysterie (in Form von Ticks, konvulsiven Anfällen mit Dämmerzuständen und opisthotonischen, bogenhaften Biegungen des Körpers nach hinten – sog. „arc de cercle“) unter Bauern und Arbeitern genauso verbreitet, wie unter gebildeten Menschen.

Von Anfang an, als er zum ersten Mal zu Tausk auf seine Abteilung kam, befand sich Franz in einem schweren Zustand: die neurologischen Probleme waren auf dramatische Weise ausgeprägt. Und als die Erholung bereits bemerkbar war, tat sich vor dem Doktor ein neues Kampffeld auf. So wie Franz Von List „erschieden“ war – angelehnt an das Heidentor der mythischen Ruinen von Carnuntum im südlichen Panonien – so erschien er auch vor Viktor, als Geist der Vergangenheit; als vampirartiges Wesen aus dem dunklen vorlawischen Wald; als Bildnis auf einem Grabstein, das mit erhobener, ausgestreckter Hand grüßt; wie die Swastika auf dem bogomilischen Grabstein, den Viktor vor langer Zeit, als sie noch in Bosnien gelebt haben, einmal sein Vater Hermann gezeigt hatte; wie die Knochen ausgestorbener

Stämme, eingewachsen in die Erde unter den Mauern von Vranduk, von denen sich verzweifelte Frauen mitsamt ihren Kinder in die Tiefe geworfen hatten; wie die Knochen jener Verzweifelten, die nach ihrem Tode niemals Ruhe gefunden haben, vergraben, wo sich vielleicht immer noch die Ruinen des illyrischen Arduba befinden; in derselben bosnischen Provinz des habsburgischen Imperiums, in der er auch selbst aufgewachsen war, wo einst Baton gegen die Römer gekämpft hatte, auf demselben Boden, der ewig versklavt wurde, über den alle großen Reiche hinweg zogen: das Römische, das Türkische und das habsburgische.

Gut konnte er sich an jedes Detail erinnern; als sein Vater und er den steilen Weg über Podhrastovo genommen haben und zur Hochebene gekommen waren, die mit einem Brunnen beginnt, tat sich ein herrlicher Blick auf Sarajevo auf. Hermann und Viktor gingen weiter bergauf nach Crepoljsko und dann hatte er, nachdem die lange über Bergwiesen gegangen waren, zum ersten Mal mit der Hand die steinernen Zeichen abgetastet. Das geschah im Dorf Gornji Močići, an einem prächtigen Tag gegen Ende des Sommers. Sie waren unter die alten Grabsteine und flachgelegten Gräber geraten, auf deren Vorderseiten, nach Osten gerichtet, sich Verzierungen in Form von konzentrischen Kreisen, Mäandern, Spiralen, Halbmonden, Gestirnen, Swastiken und dreifachen Hakenkreuzen befanden.

Dem von den Ketten der Erkenntnis befreiten Pfad folgen, das war für Viktor stets der schwerste Weg, denn er war ein rationales Wesen; ein starrköpfiger Junge, der sich Mühe gab, mit seinem eigenen Kopf zu denken und nicht unter den Einfluss seiner Umgebung zu geraten, nicht einfachheitshalber auf die fertigen Lösungen einzugehen, die ihm von seinen Eltern, Lehrern und Priestern auferlegt

wurden. Noch als kleiner Junge wünschte er sich, herauszufinden, wie er „er und nur er allein“ sein könne, aber so viel Mühe er sich dabei auch gab, stets entdeckte er eine Gewohnheit – weiß Gott, woher sie stammte – ein Gefühl, das seine Mutter ihm eingepflanzt, einen Gedanken, auf den ihn im Gespräch sein Vater gebracht hatte. All das waren Erpressungen.

Der Preis der Liebe, so nannte er das. Eine Art, akzeptiert zu werden, angenommen, geliebt. Und er fragte sich: könnten mich all diese lieben Menschen lieben; könnte mich meine eigene Mutter an ihr Herz drücken und in ihrem Schoß wiegen, hätte ich nicht bereits mit ihrer Milch eine gefährliche Dosis jener giftigen Illusion aufgenommen, derentwegen ich jetzt fühle, wie andere fühlen, denke, wie andere denken, mich freue wenn und wie andere sich freuen und hoffe, wenn es keine Hoffnung mehr gibt – nur weil andere ihr ganzes Leben lang, ihre ganzes Jahrhundert lang und eine ganze Ewigkeit lang gehofft haben.

Seit jeher war es am schwersten, ein Einzelner zu sein; keine Verantwortung auf andere zu verschieben; sie einzeln zu tragen – allein zu sein – aber nicht in einer Höhle am Gipfel eines kahlen Berges, wie ein verrückter Einsiedler oder ein selbstsüchtiger alter Mann – sondern allein ich mit mir selbst, und wiederum doch... unter Menschen zu sein, mit ihnen, stets irgendwo daneben.

Ein Experiment sollte man durchführen, mutig ausforschen, ob man auf weniger selbstsüchtige Weise lieben und geliebt werden kann, ohne die geerbten und gelernten Regeln der Nähe: nicht, wie wenn wir sagen „ich und du“, nicht, wie wenn sich zwischen uns ein verpflichtendes, ultimatives „und“ eingeschoben hat, sondern einfach so: „ich, du“, als würde sich zwischen uns beiden, die wir ein-

ander lieben, nur ein kleines, kaum bemerkbares Komma befinden, das uns gleichzeitig voneinander trennt und einen in die Nähe des anderen bringt, eine weiche, warme und heilige Nähe, die wir niemals verlassen möchten. Das, was es nicht mehr gibt, wovon wir annehmen, es habe auch niemals existiert, was wir in sich selbst finden möchten, für uns, für andere... das ist keine „heilige Einheit“, sondern eine „heilige Nähe“. Aber ich fürchte, wir werden niemals in der Lage sein, das zu erreichen – das, was wir, die wir uns mit menschlichen Seelen befassen, „Individuation“ nennen. Der Mensch hat kein Recht, ein einzelnes Wesen zu sein; stets war und blieb er ein Teil des wütenden Pöbels, der Menge tot-lebendiger Verwandter. Die Individuation gestaltet sich nicht nach menschlichem Maß, sie ist nicht von dieser Welt.

Noch einmal wiederholte Viktor den letzten Teil seiner Behauptung und unterstrich ihn:

Nicht von dieser Welt. Darin bin ich mir sicher. Von einer anderen. Vielleicht!

Noch im Laufe einer der ersten Hypnosessitzungen wurde Viktor klar, dass Franzens „Vampirseele“, die rücksichtslos auf ihrer eigenen „Unsterblichkeit“ besteht, nirgendwo anders überleben könnte, als in den satanischen Landschaften, die mit der Zeit von der Psyche des Menschengeschlechtes gebildet wurden: im verdunkelten Raum der Verbundenheit all jener, die heute leben und sterben, mit all jenen die einst gelebt haben und gestorben sind. Die Unsterblichkeit der Seele – darin war Viktor mit dem ihm sonst verhassten Jung einer Meinung – bedeutet nur „jenseits des Bewusstseins“ und das ist eine Dimension, in der der Mensch leider nichts anderes sein kann, als ein Soldat: ein kämpferischer Geist, tragisch unterjocht von der gemein-

samen Geschichte seines Geschlechts, seines Stammes, seines Volkes und seiner Rasse. Es ist nur eine Frage des Augenblicks, dass jemand – irgendwer, selbst jemand, der uns sehr nahe steht – zu glauben beginnt, seine einzige und wichtigste Aufgabe sei es, die blutigen Regeln der Ordnung der Toten auf die Zukunft der Lebendigen zu übertragen. Viktor war zum Schluss gekommen, Franz Lautner sei genau das passiert. Dem zufolge ist er „Soldat in der Kompanie der Zukunft“ gewesen und geblieben.

Aber so erfolgreich Viktor Tausk im Herausfinden rationaler Lösungen auch gewesen sein mag und sie stets auch durch gute Beispiele aus der psychiatrischen Praxis zu belegen wusste, erlebte er gerade in Lublin, ungefähr zur selben Zeit, als ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters ereilt hatte und er bereits mit Franz arbeitete, eine Krise all seiner Überzeugungen.

Franz hatte ihm unter Hypnose auch einige Dinge „verraten“, die sich auf nichts anderes haben beziehen können, als auf die Tätigkeit der Abwehr. Immer öfter wurde bei Franzens Sitzungen die Bezeichnung Pandora erwähnt. Viktor kam zum Schluss, dass es sich um den Namen eines Aktionsplans handeln müsse, den – wenn dem Patienten Glauben zu schenken war – einige Jahre vor dem Krieg der deutsche Geheimdienst in die Tat umzusetzen begann. Das ohnehin schwierige Verhältnis zu diesem Patienten begann sich zusätzlich zu komplizieren. Viktor wusste nicht mehr, wie er vorgehen sollte. Hatte Franz tatsächlich an einem Militärexperiment teilgenommen, waren alle, mit denen er dabei in Berührung kam, jetzt der Gefahr ausgesetzt, Teil des „Schemas“ zu werden, ob sie es wollten oder nicht. Das Knäuel von Intrigen und verwickelten Spionagegeschichten, dass sich vor Viktors Augen zu entwirren begann, verband

einige Ereignisse in Europa mit Ereignissen in Amerika. Notiert hatte er folgendes:

Wäre es in Ahrweiler nicht zum Treffen mit Baron Reizinger gekommen, vielleicht würde ich manchen von Franzens Behauptungen keinerlei Wichtigkeit beimessen. Ich würde meinen, alles sei Einbildung, paranoide Phantasie.

Vielleicht würde ich mir aufgrund seines intriganten, vielschichtigen Falles sogar zutrauen, eine in den medizinischen Analen bisher niemals gestellte Diagnose zu stellen: „paranoia cum melancholia“. Es wäre nett, eine neue Art seelischer Erkrankung zu erfinden und dadurch berühmt zu werden! Und das könnte man machen – und wie!

Aber es ist nicht mein Ziel, noch eine weitere „Krankheit“ auf die Liste zu setzen. Ich möchte nur sagen, dass ich mich nicht mit der Einstellung jener meiner Kollegen abfinden kann, die der Meinung sind, es würde sich hier um zwei unabhängige, isolierte psychische Mechanismen handeln, die nichts miteinander zu tun hätten. Theoretisch gesehen ist das unmöglich. Eine völlige gegenseitige Unabhängigkeit von Symptomen ist in der Psychiatrie so gut wie undenkbar und die Häufigkeit ihres gleichzeitigen Auftretens deutet nur auf eine leicht anzunehmende Verbindung zwischen zwei Krankheitsformen hin. Leider ist aufgrund der heutigen klinischen Einsichten und Praktiken der Weg in dieser Richtung zur Gänze blockiert. Die Lehrbücher halten sich an die eingebürgerten Meinungen. Vor allem, wenn von Paranoia die Rede ist. Was ist das überhaupt? Keine Antwort. Das, was in den klinischen Lehrbüchern steht, ist praktisch nichts! Gesagt wird nur, dass es sich um eine Form des Wahns handelt, wobei vermieden wird, grundlegende Fragen zu stellen, zum Beispiel, welche Komponente des seelischen Lebens durch welchen

Krankheitsindikator erfasst wird und dann – wenn schon kategorisch behauptet wird, dass ein Symptom zum Ausschluss aller anderen führt – muss gesagt werden, welche Funktion genau gestört sein muss, dass es dazu überhaupt kommen könnte.

Statt sich mit Antworten auf wichtige Fragen zu befassen, erkennt die klinische Psychiatrie starrköpfig die Vielfältigkeit nicht an; stets übt sie Gewalt aus und versucht um jeden Preis, alles in entsprechende terminologische Schubladen zu drängen. Aber heute befinden sich in denselben Fächern Dinge, die längst das Recht auf einen eigenen Stammbaum verdient haben. Ich finde, es sei notwendig – und zwar schleunigst – eine Tiefenuntersuchung der Psyche vorzunehmen, wie sie im Rahmen der psychoanalytischen Methode möglich ist.

Ich schließe mich Freud an, dass Melancholie eine pathologische Reaktion auf den Verlust des Liebesobjekts ist, eine Art krankhaften Beweinens, in meiner Praxis aber habe ich festgestellt, dass es zum Aufkommen von Melancholie auch in Verbindung mit Ereignissen kommen kann, die keinen wirklichen, sondern nur einen eingebildeten Verlust des Liebesobjekts einschließen. Meine klinischen Forschungen haben eine gewisse Nähe zwischen Melancholie und narzisstischer Psychose aufgezeigt.

Ich hätte also den Fall Franz Lautner problemlos auch als Form einer narzisstischen Psychose beschreiben können, beziehungsweise als typische „dillusionale Störung“, bei der der Patient Irrtümern unterliegt, von denen sich der größte in diesem konkreten Fall auf die angebliche Rolle des Patienten in einer Spionageaffäre bezieht, in der er von einem Geheimdienst gejagt wird.

Narzisstische Psychose wäre eine ziemlich überzeugende Diagnose. Für den narzisstischen Störungskomplex ist der Mechanismus der Identifikation von maßgeblicher Bedeutung, und gerade dieser Mechanismus ist am meisten verantwortlich für die Beziehung der Psyche zur Außenwelt, was ich auf dem Kongress in München 1913 ja auch bewiesen habe. Damit war außerdem auch Freud einverstanden. Bei Melancholie, wie auch bei Paranoia, kommt es zur Regression – der Rückkehr zur narzisstischen Stufe in der psychischen Entwicklung. Der Mechanismus der Identifikation gehört zu jenem Entwicklungsstadium, in dem der Einzelne noch keine Verbindung zwischen Objekt und Subjekt hergestellt hat. In diesem psychischen Entwicklungsstadium macht der Einzelne die Erfahrung einer libidinös gefärbten Außenwelt, deren äußere Erscheinungen als Teil der eigenen Persönlichkeit erlebt werden. Das ist Narzissmus. Der Mechanismus des Denkens und die damit verbundene Art des Zugangs zur Außenwelt, das nennet sich Identifikation.

Es gibt nur etwas Beunruhigendes im Fall Lautner; etwas, was sich nicht einfügen will. Das, was mich bei diesem Patienten verwirrt, ist nicht die Vermischung der Symptome von Melancholie und Paranoia – denn eine derartige Verknüpfung habe ich bei zahlreichen Patienten bereits festgestellt – sondern die Vermischung von Symptomen, die laut Lehrbüchern, aber auch meiner klinischen Praxis zufolge, einander ausschließen. Dabei denke ich an zwei Gruppen von seelischen Erkrankungen – in der ersten, die die Rückkehr ins selbstsüchtige Stadium einschließt, befindet sich die narzisstische Psychose, die von Freud „Paraphrenie“ genannt wird, während sich die obsessiven Neurosen, Störungen, denen „Übertragung“ zu Grunde liegt, nach dieser Einteilung in der zweiten Gruppe be-

finden würden. Doch was ist dann mit Lautner, der alle genannten Symptome aufzeigt?

Der Fall Lautner deutete – zu großen Verwunderung des Doktors – in verschiedenen Phasen der Therapie mal auf das Eine, mal auf das Andere hin. Viktor wurde den Gedanken nicht los, dass ihn Lautner absichtlich zu verwirren versucht. Jeden Tag bekam er immer mehr Bestätigung dafür. Der „Dämon“ schwamm ganz gut in den Gewässern der Psychoanalyse. Überzeugend und geschickt ahmte er die Symptome vierschiedler Störungen nach, um das Machtverhältnis zwischen sich als Patienten und ihm als Therapeuten zu ändern. Viktor hatte schon bald keine Zweifel mehr, dass ihn der Patient manipulieren will, ja, er bemerkte sogar, dass er in dieser Absicht zum Teil auch Erfolg hat. Sie wurden zu Gegenspielern in einem Spiel, von dem der Arzt wusste, dass es ein Risiko einschließt, dass es sein Ansehen gefährden kann, aber damals dachte er noch nicht daran, dass sich dieses Spiel zu einer ernsthaften Gefährdung für ihn als Person entwickeln könnte.

* * *

Hatte sich Doktor Tausk als Opfer des „großen Manipulators Franz“ gefühlt, wie fühlten sich dann erst jene, die dieser teuflisch heuchlerische „goldene Junge“ verraten, betrogen und zum Verbrechen verleitet hat, um sie danach einfach fallen zu lassen; all jene, die ihm vertraut haben und deren Leben er von Grund auf vernichtet hat?

„Was kann ich denn für Hauptmann Maier? Sie wollen doch nicht etwas sage, ich hätte auch seinen Tod auf dem Gewissen?“

„Lautner, machen Sie keine Scherze. Dazu sind Sie nicht in der Position.“

„Hätte ihn das Schrapnell nicht entzweigerissen, dann wäre er vor Eifersucht umgekommen.“

„Ja, schämen Sie sich denn gar nicht? Jeder würde Sie jetzt fragen, wieso sie sich nicht schämen, aber ich weiß, dass ich Sie das nicht fragen muss, denn Scham ist noch nie Ihr Problem gewesen, nicht wahr? Sie kennen gar kein Schamgefühl. Und darauf sind sie auch noch stolz.“

„Nur, dass wir etwas klarstellen, Herr Doktor: Sind Ihre Morallektionen Teil einer neuen Methode, mit der Sie mich heilen möchten? Denn, wenn dem so ist, haben sie im Vorhinein mein Einverständnis.“

Lautner amüsierte sich köstlich auf Kosten von Hauptmann Maier. Er nannte ihn einen „dummen Gehörnten“. Die Verlobte des Hauptmanns, Hilde Christine Egger, ein Mädchen, mit dem ihn Franzens Freund Leo bekannt gemacht und sie als seine Cousine fünften Grades vorgestellt hatte, unterhielt eine sexuelle Beziehung zu ihrem „Cousin“, schlief aber auch mit Franz und ihrem gemeinsamen Mentor, einem Spion der Abwehr und des britischen MI5, der sich verschiedener Codenamen bediente, zu dieser Zeit aber als Doktor Graves tätig war. Als Christine Grund zur Annahme hatte, der eifersüchtige Maier würde ihr nachspionieren, wurde sie von der Angst gepackt, der Hauptmann könnte auch etwas über ihre geheime Mission in Erfahrung bringen und sie entschloss sich, etwas schienbar Aberwitziges, eigentlich aber sehr Schlaues zu unternehmen: sie gestand ihrem Verlobten, dass sie schwanger sei, aber nicht mit ihm, sondern mit ihrem Verwandten Leo Dietzinger, den sie beschuldigte, er habe sie vergewaltigt.

Franz wurde vom deutschen Geheimdienst noch 1905 „rekrutiert“, Christine drei Jahre danach. Leo hatten sie verraten – angeblich, um die Interessen der Abwehr zu

schützen, tief in ihrem Inneren wussten jedoch beide, dass sie das taten, weil sie sich im Verhältnis zu ihm minderwertig fühlten. Sie waren äußerst fasziniert von seiner übermächtigen, zurückhaltenden Persönlichkeit; schneidend und stark, wie eine Klinge aus glühendem Stahl, die man mit Eis abgekühlt hat. Leo hatte einmal gesagt, er sei selbst seine zuverlässigste Waffe, er würde sich wie ein heiliges Schwert fühlen, das man, wurde es einmal gezogen, nicht mehr so leicht in die Scheide zurückstecken kann, weil man mit ihm zuerst seine Absicht erfüllen muss. Sie vergötterten ihn, waren ich ihn verliebt, wollten so sein wie er, aber das wollte und wollte ihnen nicht gelingen. Deshalb haben sie ihn verraten. Er war kein kollaterales Opfer geheimdienstlicher Intrigen, sondern eine entweichte heilige Klinge – das Werkzeug ihrer kleinlichen, schmutzigen Absichten. Hauptmann Maier meinte, er habe Grund genug, Leo Dietzinger vor eine Standesgericht zu stellen: für ihn war Leo ein „feindlicher Spion“, ein Blutschänder, ein brutaler Vergewaltiger und Lüstling, der ihm seine Liebste entrissen und alles Reine und Schöne in ihrer Beziehung beschmutzt hatte. Maier starb unter den Händen von Doktor Tausk, das messerlange Schrapnell hatte sich zwischen seinen zweiten und dritten Rückenwirbel eingeschnitten. Viktor hatte Mitleid mit seinem armseligen, verpfuschten Leben voller Ideale, an die der Hauptmann blind und mit Soldatengehorsam geglaubt hatte. Viktor bemitleidete ihn ehrlich; er hielt es für eine große Ungerechtigkeit, dass Hauptmann Maier sein Leben mit Irrtümern vergeudet hatte, von denen er nicht einmal im Augenblick des Todes ablassen wollte. Dieser Mensch hatte vergebens geliebt. Und darin war er nicht einmal der Einzige gewesen. Viele fühlten sich in diesem Krieg verraten. Bevor er starb, bat

Peter Maier Viktor, „seiner Einzigen“ ein liebes Andenken zu übergeben. Unter Maiers Sachen fand Viktor den Gegenstand, den er zu Christine Egger nach Pölah tragen sollte, aufs Gut des verstorbenen Leo Dietzinger, wo sie damals lebte. Es war eine alte kupferne Schachtel zum Aufbewahren von Dokumenten, achtunddreißig Zentimeter lang, zwölf Zentimeter breit und siebeneinhalb Zentimeter tief. Die Maße dieser Schachteln wurden später in einem Bericht des FBI in New Orleans präzise beschrieben, im Rahmen einer Ermittlung, in der ein Spion namens Dr. Graves die Hauptrolle spielte, aber, als Viktor diese Schachtel in die Hand nahm, und das war 1915 in Lublin, fiel ihm bei ihrem Anblick nur eines ein:

Wie unansehnlich sie doch ist, ohne eine einzige Verzierung! Man würde annehmen, Meier hätte seiner Verlobten eine Schmuckschatulle von seiner seligen Mutter hinterlassen, oder einen Bund niemals abgeschickter Liebesbriefe, zusammengebunden mit einem roten Band.

Als er den Deckel geöffnet hatte – und er öffnete ihn impulsiv, von Neugier getrieben – fand er darin einen versiegelten Brief ohne Namen und Adresse des Empfängers und viele kleine quadratförmige Plättchen. Eines davon nahm er zur Hand und untersuchte es unter der Lupe. In das Plättchen waren winzige Mäander, metallene Stricke und Punkte, nicht größer als eine Stecknadel, eingedrückt. Das, was Doktor Tausk gesehen hatte, war präziser als ein Uhrmechanismus, gehörte aber – er hatte das Bedürfnis, das zu notieren – „mit Sicherheit nicht zu einer Uhr.“

Nach Pölah war er zu spät gekommen: Christine war schon nach Amerika abgereist und Viktor blieb nichts anderes übrig, als die Schachtel zu verpacken und Christines New Yorker Adresse auf die Verpackung zu schreiben, die

er – mit viel Mühe und Beteuerung – vom Gutverwalter erhalten hatte. Er musste nur noch einen Weg finden, um dieses Päckchen mitten im Krieg sicher an sie zu schicken. Der Zufall wollte es, dass sich Viktors Patientin Natalia Aronstam gerade zu diesem Zeitpunkt entschloss, eine lange ersehnte, abenteuerliche Reise anzutreten – sie hatte eine Karte für den Überseedampfer Oscar II gekauft. Das Päckchen kam zuerst nach Kristiania, in die Gemeinde Det Mosaiske Trossamfund, wo es über eine Woche lang vom Rabbiner aufbewahrt wurde, und fand sich dann, den Irrwegen von Natalias Schicksal folgend, auf der Insel Ellis ein, um von dort ohne sie, auf geheimen Wegen auf den Neuen Kontinent zu gelangen.

* * *

Arthur weiß, wie mit Menschen aus dem Volke umzugehen ist. Sie empfangen ihn gerne. Nie würde man sagen, dass er Baron ist. Manchmal ist er ein „Klugscheißer“ und kompliziert die Dinge, aber alle, die Gelegenheit hatten, ihn kennenzulernen, werden sagen „dieser Benko ist ein guter Mensch“. Deshalb hat er mehr aufrichtige Freunde unter den Bauern und Arbeitern, als unter den Schriftstellern. Und vielleicht konnte er sich auch nicht auf Anhieb erinnern, in welchem Jahr er durch die Steinwüste des Velebit geklettert war, er wusste aber, dass es in den zwanziger Jahren gewesen ist. Beim Dorf Kočići bemerkte er ein Paar außerordentlich schöne, die damaligen Menschen sagten „schön angeordnete“ Steine, errichtet zum Gedenken an den Raststein, auf den man die Tragbahre mit einem toten Körper niederlegte. Dies tat man immer auf halbem Wege zwischen dem Haus und dem Friedhof. In diesen Häusern im Gestein, zwischen Hornottern und Vipern, konnten

die Menschen einst ihr ganzes Leben verbringen und nur hinabsteigen, um etwas zu kaufen, oder mit den Schafen einen grasbewachsenen Platz aufzusuchen, von dem sich ein schöner Ausblick aufs Meer bietet, und dann, wenn sie gestorben waren, wickelten ihre Verwandten und Freunde ihren Leichnam ein, legten ihn auf eine Bahre und so begann ihr letzter Weg.

Arthur Benko wischte sich den Schweiß ab, der seinen Hals hinab tropfte. Die Sonne sengte unbarmherzig und er war schon sehr erschöpft von seinem Spaziergang auf den steilen, buckligen Pfaden, wo es schien, die ältesten Totenraststeine seien gar nicht von menschlicher Hand, sondern von der Natur selbst erschaffen wurden, indem sie Steine zwischen Steine, Felsen zwischen Felsen warf, so wie einst die mythischen Zyklopen Brocken an Brocken warfen und eine Steinmauer bauten, dann aber, im Laufe der Jahrtausende, zerbröckelten auch diese Steine in der grellen Sonne. Sogar die Arbeit der Zyklopen zerfiel unter dem Druck der Zeit und der Naturgewalten zu Staub, wie soll es sich dann mit der menschlichen Arbeit anders verhalten, dachte Arthur. Es gab wiederum auch Schönheit im Zusammenleben von Mensch und Natur, die sich gerade durch diesen Verfall zeigte, durch das Einwachsen der Mauer in die Landschaft, das Verstecken der gehauenen Steine zwischen vom Wind abgebrochenen Felsen; durch das Erkennen des Künstlichen im Natürlichen und des Natürlichen im Künstlichen, sowie durch ihre gegenseitigen Nachahmen. Diesem Spiel der Formen kann der Mensch mit dem Blick folgen – schlussfolgerte Arthur – aber nur bis zu jenem mystischen Punkt, an dem die Sonne dermaßen grell aufblitzt, dass die Augen nicht mehr erkennen können, wo die Ordnung aufhört und die Struktur des Chaos beginnt.

Von den Bewohnern dieser Gegend hatte er erfahren, dass es sich um Totenraststeine handelt und dass dort „lebende Seelen“ ruhen. Sie hatten ihm erklärt, sie würden das „seit jeher“ so machen: sie legen die Bahre mit dem in Tücher eingewickelten Körper, den sie vorher mit einem Strick festgebunden haben, ab und dort, wo sie ihn, vom Tragen erschöpft, abgelegt haben, legen sie einen Stein oberhalb des Kopfes des Verstorbenen und einen weiteren unterhalb seiner Füße. Später kommt dann der „Baumeister“ und baut den Totenraststein, so dass „der Kopf nach Mittag zeigt und die Füße nach der Bora“.

Arthur war verwundert, dass einige Raststeine seiner Schätzung nach viel zu lang waren, obwohl die meisten der Standardgröße von Männern, Frauen und Kindern entsprachen.

„Als Duma Herceg ertrunken war, dann habe sie es, sie hatten ja nichts zu tragen, von ungefähr so gemacht. Jener, der den Raststein gemacht hat. Niemand hat sie zu Ruhe gelegt, man hat es von ungefähr getan. Wer kommt, den Raststein zu bauen, der legt die Steine von ungefähr“, erinnerte sich die alte Kata.

Den Vorgang, wie man Totenraststeine „von ungefähr“ macht, erklärte sie aus der Erinnerung. Kata war damals schon eine der wenigen alten Frauen, die „oben“ geblieben sind, in Mali Rujan bei Zavrat. Auch an der westlichen Seite, bei Zamršten, gab es ein Paar alte Menschen.

Arthur war verwundert, warum es Volksbrauch ist, den Körper auf offiziellen christlichen Friedhöfen an der Küste der Verwesung und dem Vergessen zu überlassen, sowie am Kopfende des Totenraststeins für „lebende Seelen“ Verzierungen einzuritzen: achtzackige Sterne im Sonnenkreis, Swastiken, vierblättrige Rosetten, Pentagramme, Dreiza-

cke, Kreuze mit Spiralen, doppelte Wellenlinien und einige ähnliche Zeichen, übernommen aus uralten Zeiten.

„Raststeine machte wer wollte und für wen er wollte, wenn nicht, dann nicht“, sagte die alte Kata weiter und erklärte: „Es haben nicht alle Raststeine gemacht, nur wer es wollte. Manche konnten es nicht bezahlen, hatten kein Geld. Was soll's? Man zahlte ein halbes Kilo Kartoffeln. Dann machte man den Raststein.“

* * *

Anfang der zwanziger Jahre versuchten zahlreiche Rückkehrer aus Amerika ihre alten Reisepapiere zu benutzen, um, mit den Verhältnissen im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, so schnell wie möglich auf den Neuen Kontinent zurückzukehren. Arthur kritisierte wiederum offen sowohl die chaotische Administration im Land, als auch das neue amerikanische Einreisegesetz. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich ausschließlich mit Emigrationsangelegenheiten, denn jemand musste auf dem Gebiet des gesamten Königreichs mit dem weitermachen, was bereits Anfang des Jahrhunderts von der Aussiedlungsabteilung der Landesregierung in Zagreb begonnen wurde – und einen größeren Fachmann für Statistik und ökonomische Fragen als ihn gab es nicht. Ein Gehalt wurde ihm nicht gezahlt, aber damals schaffte er es gerade noch, von seinen Honoraren zu überleben. Er war so kühn, 1922 seine *Politischen Konfessionen* zu veröffentlichen, in denen er sich für einen Liberalismus englischen Typs einsetzte, aber nicht als aufgezwungene, auf die Schnelle von außen her abgeschriebene Gesetze, sondern als natürlichen Weg in einer Zeit, die er „die Schaffenszeit“ nannte. Er war überzeugt,

es würde eine neue Zeit kommen, in der „der Alptraum, der so viele Menschen bedrückt hatte“ verschwindet, „Ketten, die so viele Generation behindert haben“ abfallen, „das Volk aufatmet und frei wird“. Für ihn war das eine Art „innerer Freiheit, in deren Sphäre, zum Beispiel, der englische Common Law geboren wurde“, sodass er, beflügelt vom Optimismus im Voraussehen eines künftigen, gerechteren, weniger zentralen Parlamentarismus, für den es, obwohl der Realität angehörte, noch viel zu früh war, in seinen Politischen Konfessionen geschrieben hatte:

„Jeder Staatsmann, der für die Erwartungen ganzer Generationen, die Sehnsüchte so vieler Jahrgänge eine Form aus diese Sphäre findet – ist der Befreier seines Volkes.“

Es ekelte ihn vor jener Doppelnatur seiner Landsleute, die sich einerseits blind an die Grundsätze ihrer Väter halten und andererseits nervös nach vorne laufen. Die konservative und liberale Strömung zieht verschiedene Schnitte politischer Mäntel an. Von diesen hatte Arthur geschrieben, sie würden unter den verschiedensten Namen, seit es im Lande ein öffentliches Leben gibt, stets einen unentschlossenen Kampf für die Ideale des Menschen in Staat und Gesellschaft führen. Diese Strömung geht nicht ins Endlose. Radikalismus und Konservatismus haben ihre Grenzen: dort das Chaos des Anarchismus, hier die Versteinerung des Despotismus.

Wieder war in ihm der kritische Treib erwacht, sodass er sich über die Mentalität ausließ, in der „die beste Währung jene des Siegers ist“:

„Es ist ein allgemeiner Wettbewerb im Genießen entstanden... In den unglücklichen Zuständen des Krieges, der über Nacht so viele mysteriöse Vermögen schafft, erschien vielen die Fata Morgana des Reichtums und des Wohlstands

vor Augen. In den Seelen hatte sich die Hoffnung auf soziale Gleichheit heimisch gemacht, der Glaube an die Notwendigkeit sozialen Ausgleichs. Aber der Krieg sinkt immer mehr in die Vergangenheit, unter die armseligen Schatten der Geschichte, unter uns entsteht bereits Zukunft, ihre ersten Konturen treten hervor, die soziale Ungleichheit aber bleibt bestehen.“

Aber Arthur war zu gut mit der europäischen Politik vertraut, um sie der Kritik zu verschonen. Dort sieht er ein weit größeres, globales Problem:

„Wie der Zeiger des Aneroids verschiebt sich die Macht in den Parlamenten, ständig von einem Ende zum anderen. Hier ist der ewige Wandel. Die breitesten Schichten dort im Hintergrund, cupidi rerum novarum, weil keiner ihnen das bringen kann, was sie wollen, effektive Macht und soziale Gleichheit, wechseln sie ab, erheben sich, stürzen, während sich die Parteien im Parlament im Einklang damit von links nach rechts und von rechts nach links bewegen. Soziale Revolutionäre, die anfangs kaum die Nase in die Volksvertretungen stecken durften, sitzen heute in vielen Ländern auf den Regierungsbänken. Die Rollen haben sich gewechselt... Sozialisten verfestigen sich an der Macht. Aber jede Seite, die aus der Opposition in die Regierung kommt, muss einen neuen Standpunkt annehmen, konservative Elemente in ihr Programm aufnehmen, auf die Selbsterhaltung Rücksicht nehmen, wodurch sie sich unvermeidlich von links nach rechts verlagert und ihren Radikalismus, ihre Kritik, ihre Reformen und Bewegungen jenen überlässt, deren verlassene Plätze sie eingenommen hat, weil beides zur gleichen Zeit nicht kompatibel ist. Und da sich die breiten Massen auf den Städten auf die Leiter drängen, ist diese verlagern nach rechts identisch mit dem verlieren der Beliebtheit bei

jenen Massen, die als Pflanzschule radikaler Ideen in ihrem Schoß Chancen für die Zukunft enthalten. Von links in die Regierung kommen, bedeutet, den Wechsel einlösen. Eine Zeitlang kann zwar protestiert werden. Aber am Ende bricht doch Enttäuschung wegen der nichterfüllten Versprechen jener Früheren an jene im Hintergrund aus, mit elementarer Kraft, und so müssen sie alle Reaktionen auslösen.“

Und während Arthur seine „retrospektive Analyse des Außenhandels“ durchführt und für jedes Jahr von 1920 bis Anfang der dreißiger Jahre völlig alleine, ohne jegliche Hilfe Diagramme für die statistische Einsicht in den „Verdienst privater Angestellter“ anfertigt; während er Lebenskosten analysiert und versucht, ein Mindestlohngesetz in die Wege zu leiten, das jedem Arbeiter ohne Rücksicht auf Geschlecht eine angemessene Bezahlung für seine Arbeit gewährleisten würde – macht der Schriftsteller Miroslav Krleža seinen Ausflug nach Russland und veröffentlicht nach seiner Rückkehr nach Zagreb nebst vielen anderen polemischen Artikeln aus jener Zeit auch einen Text, in dem er Arthur öffentlich auslacht. Gestört hatte ihn der nostalgische Ton eines Artikel, den Benko 1925 in der Zeitschrift *Obzor* veröffentlicht hatte. Es war ein Nekrolog anlässlich des Todes von Baron Izidor. Auf grobe Weise macht sich Krleža über Arthurs sentimentalsten Aristokratismus lustig:

„Es wird ‚mit Gottes Hilfe‘ jener heilige Tag kommen, an dem wir unseren Enkeln solche Barone in Glasvitrinen aufbewahrt zeigen werden, bestreut mit Naphthalin, damit die Motten sie nicht zerfressen.“

Von Baron Bojnički kennt er nicht einmal den Namen oder, was wahrscheinlicher ist, er tut so, als würde er ihn nicht kennen. Er nennet ihn „Antun“, um ihm zu zeigen, was für eine vergessene Null er sei.

Und so zeigte es sich noch einmal, dass es für Arthur besser gewesen wäre, nichts in kroatischen Zeitschriften zu veröffentlichen, denn jedes Verkehren mit kroatischen Intellektuellen entpuppt sich schon seit Jahrhunderten als Quelle von Missverständnissen. Auch das, was er Viktor seinerzeit ohne Nostalgie und Wehmut in einem Brief, den er an die Garnison in Lublin geschickt hatte, anvertraut hat, erwies sich als richtig:

„Adel ist nur eine Last auf meinen Schultern, wie ein alter Anzug mit einem schäbigen Pelzkragen. Bald wird wir keine Adelligen mehr geben. Sie werden gesetzlich verboten sein. Und es wird die Zeit kommen, in der auch der Edelmut ein gänzlich unbekannter Begriff ein wird. Auch die Ehre wird ein Wert aus der Mottenkiste sein.“

Es war einer jener seltenen Augenblicke, in denen auch Arthur, angeregt durch die Gräueltaten des Krieges, Defätismus empfand – jenes schreckliche Gefühl, gegen das er sein Leben lang angekämpft hatte. Und ja, Krleža hatte recht: Graf Bojnički war nicht nur systematisch und gründlich. Er war auch sentimental.

* * *

Sehen wir einmal, welche „Schrittfehler“ Arthur in den zwanziger Jahren wegen seiner altzeitlichen Werte wie Edelmut oder Ehre gemacht hatte. König Alexander Karađorđević hatte ihn für seine Verdienste im Bereich der „Migrationsfragen“ mit dem Orden des hl. Sava IV Ranges ausgezeichnet, Minister Stanko Švrljuga hatte ihm darauf den Posten des Generalinspektors des staatlichen Verwaltungsdienstes angeboten. Dieses Angebot, das schließlich sein Bankkonto hätte retten und ihn für alle seelischen Qualen, die er erlitt, als er falsch beschuldigt, verhaftet,

interniert und pensioniert wurde, entschädigen können, war Arthurs Meinung zufolge ein „unmoralisches“. Es war zu spät gekommen, gleich nach der Verkündung der Königsdiktatur vom 6. Januar, im Rahmen derer der König das Parlament aufgelöst, den Parteien und Gewerkschaften die Arbeit verboten, die bestehende Verfassung aufgehoben und alle Macht an sich genommen hatte. Viele hatten zu dieser Zeit die Zusammenarbeit mit der Regierung angestrebt, er aber hatte alles abgelehnt, was ihm angeboten wurde. Abgelehnt hatte er auch das Amt eines assistierenden Ministers, sowie des Botschafters in Washington. Dann ging alles wieder bergab, er aber – ein optimistischer Globalist, was er seiner Natur und Gesinnung nach war – gab nicht auf. Er ließ sich von der Hoffnung leiten, dass die Gerechtigkeit siegen wird, dass Arbeit zum Erfolg führt und dass sich Beharrlichkeit auszahlt, denn – wie man im Volksmund sagt – „stille Wasser sind tief“. Als die Kroatische Bank des nazistischen NDH-Staates das Führen von Statistiken übernahm, war Benkos Arbeit am Index, in dem er jahrelang das Verhältnis zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern verfolgt hatte, auf einmal nicht mehr notwendig. Er glaubte, in Zagreb keinen einzigen Freund mehr zu haben. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zurückzuhalten und für den Verlag Europa Janko Leskovars *Novellen aus Kroatisch Zagorien* zu übersetzen. Alle, denen er einst geholfen hatte, waren verschwunden oder wollten nichts mehr von ihm hören. Vergeblich bemühte er sich um eine Honorararbeit, vergeblich bat er das Lager der Kohlengesellschaft in Trbovlje, ihm zwei Tonnen Kohle zu schenken, damit er den kältesten Kriegswinter des Jahrhunderts überstehen könne. Seine Frau konnte sich wegen Rückgratarthrose nicht mehr bewegen und er brach sich ausgerechnet die

Hüfte. Im sozialistischen Jugoslawien blieb er auch noch ohne Rente, denn wer würde sich denn neben allen Sorgen der neuen Zeit auch noch mit österreichungarischen Renten befassen? Und so hatte Baron Bojnički, ein Adelige, der für die Rechte der Arbeiter gekämpft hatte, kein Geld mehr, um sich Brot zu kaufen.

* * *

Doch kehren wir nun zur Prädestinationsthese zurück, die wir am Anfang dieser Geschichte über die Freundschaft zwischen Viktor und Arthur aufgestellt haben. Meist wird gesagt, der Charakter würde das Schicksal des Menschen bestimmen, was in großem Maße der Wahrheit entspricht. Besonders bewahrheitet sich diese Meinung, wenn von „großen Menschen“ die Rede ist, die empfinden, sie müssen etwas tun für die Welt, die sie umgibt, denn dass sage ihnen ihre innere Stimme. Schuld ist jedes große Leben, sagte in diesem Sinne Nietzsche. In der Tat, wäre Baron Bojnički ein weniger edelmütiger Adelige gewesen und hätte stattdessen weniger und schlechter gearbeitet, wäre es ihm besser ergangen. Nach seinen ersten jugendlichen Freuden und Erfolgen, ungefähr seit dem Großen Krieg, ist sein Leben ein Marschlied des Verderbens gewesen. Arthurs Optimismus war logisch unerklärbar. Es muss wohl das Jahrhunderte alte militärische Erbe in Baron Bojnički erwacht sein, denn er pfiff fröhlich und munter, während er in sein Verderben marschierte.

Am 10. Juli 1946 stand Arthur früh am Morgen auf, aber mit Mühe. Seine Frau lag bewegungslos da. In der Wohnung gab es keine Möbel mehr, außer dem Ehebett. Es ist eine schöne Ehe gewesen, dachte er und blickte zu seiner Frau, um zu sehen, ob sie wach sei. Sie lächelte. Die schläfrige

Seligkeit ihres morgendlichen Lächelns war sein größter Schatz:

„Ich dich auch“, sagte sie.

Er brauchte nicht „ich liebe dich“ sagen: sie wusste es.

Alles hatten sie verkauft. Sogar die Bücher. Ohrringe und goldene Manschettenknöpfe hatten sie für Nahrung eingetauscht. Schon vorher waren die Stühle dran, die Tische, die gestickten Tischtücher, der Kerzenständer, der Arbeitstisch, das Tintenfass aus Thule-Silber mit Gänsefedern, die Tischuhr mit Säulchen und der Spiegel im breiten Rahmen. Auch das gesamte Porzellan war schon weg. Sie hatten nur zwei Suppenteller übrig gelassen, zwei Löffel, zwei Messer, zwei Gabeln und zwei Teetassen. Die kristallinen Wein- und Champagnergläser waren längst verkauft. Und jenes schöne Ölbild: eine Vedute von Bijeljina. Übrig geblieben waren Kasten und Truhen mit Arthurs Arbeitspapiere, Dokumenten, Fotografien, Zeitungsausschnitten. Und die Briefe.

„Was mich betrifft, kannst du“, sagte Arthurs Frau.

Er sah sie noch einmal fragend an.

„Ich bin bereit“, sagte sie.

Immer war er es, der es das Gasventil auf- und abdrehte, denn sie hatte Angst davor. Nie war er sicher auf welche Seite es auf- und auf welche abgedreht wird. Jetzt war er sicher. Auch sie war sicher. Sie hatte keine Angst mehr. Er ließ es zischen. Dann kehrte er zum Bett zurück. Er hatte Mühe, es zu besteigen.

„Es ist hoch“, sagte er, das Bett meinend.

Sie lächelte abermals und er nahm ihre Hand. Sie lagen auf dem Rücken und hielten einander die Hand, kühn, wie Kinder auf einem hohen Hauhaufen.

* * *

Und so tut sich in der Literatur die Frage der Prädestination auf. Ich wollte einen Totenruhestein für Viktor Tausks lebendige Seele errichten und noch einen weiteren für seinen Bruder Mirko. Ich habe Figuren gefunden, die bereit waren, es zu tun; ehrliche, herrliche Menschen. Aber da stellte sich schon das erste Hindernis quer über den Weg meines Entschlusses. Ich hatte mich gefragt, in welchem Jahr die Benkos genau zwei tote Raststeine bestellt haben könnten. Das muss um 1939 gewesen sein, denn damals waren alle aus der Familie Tausk, die Arthur persönlich kannte und mit denen er in Verbindung stand, bereits tot. Aber in diesem Jahr steckten die Benkos schon bis zum Hals in Schulden und konnten nicht einmal ihre Miete bezahlen. Eine praktische Frage begann mich zu quälen: wer soll den Steinmetz aus Ljubotić bezahlen? Dann entdeckte ich etwas, was ich niemals erwartet hätte: im Juli 1946 begingen die Benkos doppelten Selbstmord. Selbst der Polizist, der das Protokoll der Bestandaufnahme unterzeichnet, als erster die Wohnung der Benkos betreten und die beiden bereits tot im Bett vorgefunden hatte, kam nicht umhin, sich über die vollkommen leere Wohnung zu wundern. Dort gab es gar nichts mehr. Auch die Seelen hatten in der Zwischenzeit die Körper verlassen.

Ich erinnerte mich an die Szene, in der die Benkos die Totenraststeine bestellen, und an den plötzlichen Entschluss von Arthurs Frau, ihre Höhe und die ihres Mannes auf ein Blatt Papier zu schreiben und dies dem Steinmetz zu geben.

„Denn die Seele hat ja ohnehin keine Maße“, rechtfertigte sie sich später von ihrem Ehemann.

Dies geschah, bevor ich in meinen archivarischen Untersuchungen die Information über ihren tragischen Tod fand. Diese hatte mich zutiefst erschüttert. Ich hatte begriffen, dass die Benkos vielleicht bewusst, vielleicht unbewusst Totenraststeine für sich selbst bestellt haben und dass ich selbst den Rest an den Meister aus Ljubotić zu bezahlen habe, dem sie ja nur eine Vorauszahlung geben konnten. Zum Glück hatte ich aus der phonographischen Aufzeichnung des Gesprächs mit der alten Kata aus dem Haus bei Zavrat begriffen, dass jeder einen Totenraststein bestellen kann und dass er, wenn er kein Geld hat, diesen auch mit zwei Handvoll Kartoffeln bezahlen kann. Ich kam zum Schluss, dass ich ja nichts anderes habe, um die Totenraststeine für die Benkos zu bezahlen, außer meiner Worte, sodass ich ihr Schicksal beschrieben habe, damit es nicht in Vergessenheit gerät und somit meinen „Stempel“ darauf gesetzt habe.

* * *

„Die letzte in der Reihe von Runen, die mit Blut auf Viktors Arztmantel geschrieben wurden, war die slawische Rune Alatir. An ihrem Anfang, sagt man, steht der Laut ‚a‘, mit dem das Neugeborene zum ersten Mal Luft einatmet. Mit diesem Laut beginnt das ‚aaaa‘ der Bewunderung, breit und offen wie das Meer. Das ist auch das aufsteigende ‚aaaa‘ des Staunens, ähnlich dem Heulen einer Sirene, aber auch das skeptische und kurze ‚aa‘, das seine Augenbrauen scheinbar mit uns zusammen hebt, und dann das müde, enttäuschte ‚aaaa‘, nach dem wir einen Augenblick lang innehalten, uns fassen und weitergehen, und am Ende der lange Seufzer ‚aaaaah‘, wenn wir Erleichterung empfinden.“

Franz – der Meister der Runosophie – hatte seine These breitgetreten:

„Es gibt nicht allzu viele uralte Wörter, die mit diesem Laut beginnen würden, denn ‚a‘ führt in eine Welt ein, in der die A-suren, die Erstgötter verweilen. Im Sanskrit bedeutet ásu Lebenskraft. Auch im Ursprung des Wortes ‚Ansuz‘ im Namen der altegermanischen Rune verbirgt sich ein Gott. Im Futhark bezeichnet ‚ar‘ das Sonnenfeuer und ruft manchmal das Bild eines Adlers, der sich aus dem Feuer des Scheiterhaufens eines gefallenen Helden erhebt, ins kollektive Gedächtnis unseres germanischen Volkes. Diese Rune hat die Kraft, tote Soldaten zurück ins Glied zu rufen, denn...“

Viktor unterbrach ihn:

„Aber es ist Tatsache, dass ich heute als Arzt eine weitere Niederlage erlitten habe. Der Tod hat das wer weiß wievielte Mal in diesem Jahr dieses ‚Ansuz‘, oder ‚ar‘, oder egal was für ein Zeichen auf meinen Mantel geschmiert. Das war ein Junge, der jünger ist als Sie. Und er ist vergebens gestorben. Und er wird nicht zurückkommen, das sage ich Ihnen. Er wird nicht zurückkommen. Statt ihm werden andere Jungs kommen und in einem anderen Krieg fallen. Nebenbei gesagt, die ganze Zeit habe ich keinen einzigen Adler gesehen. Dabei brennt alles. Stinkt nach Brand. Dörfer brennen, Menschen brennen, Städte brennen, und nirgends ein verdammter Adler! Nur Raben. Und Hühner auf den Dorfwegen: picken die Hirne der Toten.“

„Es ist nicht jede Rune für jeden da, und es sagt nicht jede Rune jedem dasselbe“, ließ Franz sich nicht beirren. „Ihr Slawen haltet stets den Blick gesenkt: ihr leidet je gradezu an chronischem Defätismus. Zum Glück für uns Germanen, leidet ihr Slawen an der Krankheit des Auf-

gebens. Bei euch Slawen heißt die Rune, die mit einem ‚a‘ beginnt, Alatir. Hätte es diese Rune nicht gegeben, würdet ihr heute nicht einmal wissen, wie der ‚Altar‘ in der Kirche heißt. Sehen sie, ich weiß auch das. Den Feind muss man bis tief in seine Seele kennen. Euer Stein, dieser ‚Nabel‘ eurer slawischen Welt, den ihr ‚Alatir‘ nennt, existiert vielleicht gar nicht. Und wenn doch, dann habt ihr ihn begraben. Das ist eure slawische Mentalität: ihr vergrabt immer alles. Immer verbergt ihr etwas. Niemals bringt ihr die Dinge ins Reine. Stets verhüllt, versteckt und verdunkelt ihr etwas. Die Slawen sind eine sehr trauriges Volk. Ihr seid ein Volk von Verlierern, die...“

Wieder hatte Viktor Franz unterbrochen. Er hatte sich an eine längst vergangene Szene erinnert. Sein Vater, Hermann Tausk, gab sich ungeheuer große Mühe, dass sich die Familie integriert, dass sie Teil des Umfelds wird, in dem sie lebt, und dass sie diesem Umfeld auch beiträgt. Viktor war eine Szene eingefallen, als sein Vater – der ein angesehener kroatischer Journalist gewesen ist, „Kaiser, König und System“ pathetisch die Treue haltend – das Bedürfnis verspürte, einem Mann, der im großen Saal des Restaurants, in dem sie speisten, lange geredet und dabei viele schreckliche Dinge gesagt hatte, klar und deutlich zu sagen:

„Ich bin Jude.“ Er hatte das vor ihnen gesagt, vor den Kindern, die damals noch klein waren.

Viktor erinnerte sich, dass im Restaurant plötzlich Stille eingetreten war. Der Mann hatte zu reden aufgehört und Viktor war verblüfft. In ihm gab es genügend slawisches Blut, und verschiedenes andere Blut, das sich durch die Jahrhunderte des Leidens vermischt hatte, und er trug Gott in sich. Tief in seiner Seele, in der dämmrigen Landschaft, in der die Spiegelbilder seiner Psyche gegen die Ungeheuer

und Helden der urmütterlichen Grundlage kämpften, lag das urslawische „Alatir“ vergraben. Aber noch seit er ein kleines Kind war, fand Viktor Rituale und Zeremonien komisch. Sie strengten ihn an, manchmal machten sie ihm auch Angst, diese Reden der Talarträger, die zu Hass und Unduldsamkeit anstacheln. Es ekelte ihn vor den zeremoniellen Kappen und Schals aller Glaubensbekenntnisse, vor allen Gefäßen und Schälchen, allen Prozessionen und allen Versammlungen. Aber noch als Kind – und viele Jahre später, in Lublin, während er Franz zuhörte – wurde Viktor bewusst, dass es Augenblicke gibt, in denen klar und deutlich gesagt werden muss:

„Ich bin Jude.“

Er sagte es, wahrscheinlich zum ersten Mal in seinem Leben, worauf Franz endlich zu reden aufhörte.

Aus dem Kroatischen von Boris Perić

Zeitschrift der Kroatischen Schriftstellervereinigung
3-4/2014

Herausgeber Kroatische Schriftstellervereinigung
Chefredakteur Roman Simić Bodrožić
Redakteurin Jadranka Pintarić

Kroatische Schriftstellervereinigung
Basaričekova 24, Zagreb, Kroatien
Tel.: (+385 1) 48 76 463, fax: (+385 1) 48 70 186

www.hrvatskodrustvopisaca.hr
ured@hrvatskodrustvopisaca.hr

Lektorin und Korrektorin Marijana Miličević Hrvić
Umschlag Crtaona, Zagreb
Prepress Krešo Turčinović
Gedruckt Grafocentar, Zagreb

ISSN 1334-6768

*Die Zeitschrift wird vom Kultusministerium der Republik Kroatien
und vom städtischen Fond der Stadt Zagreb finanziell unterstützt.*

Inhalt

Einführung	5
JADRANKA PINTARIĆ Sibila Petlevski <i>Tabu</i> , Trilogie	9
SIBILA PETLEVSKI <i>Tabu I: Zeit der Lügen</i>	27
SIBILA PETLEVSKI <i>Tabu II: Wir hatten es so schön!</i>	65
SIBILA PETLEVSKI <i>Tabu III: Dämmerzustand</i>	107
NIKOLA PETKOVIĆ Alles ist immer jetzt	163
GORDANA BENIĆ Zeitreisende	189